



Berlin, den 18. Juni 1904.

## Mirbach.

Mittwoch, am achten Tage des Junomonats, wurde mir viermal die selbe Botschaft durchs Telephon zugerufen; von vier Aemtern aus fast in den selben Worten. „Sie habens endlich erreicht. Die Mirbach-Sache ist heute in Moabit zur Sprache gekommen. Große Sensation. Budde hat ausgepackt. Die Abendblätter werden Ihnen Freude machen.“ Oft waren mir, wenn ich an diese Geschichte dachte, Logaus Verse durch den Kopf gegangen: „Nenne mir den weiten Mantel, drunter Alles sich verstecket; Liebe thut's, die alle Mängel gerne hüllt und fleißig decket.“ Diesmal war der Mantel also doch nicht weit genug gewesen. Seit anderthalb Jahren behauptete ich, in der Lebensgeschichte der Pommerschen Hypotheken-Aktien-Bank habe der Freiherr von Mirbach eine wichtige Rolle gespielt. In keiner einzigen Zeitung wurde die Behauptung weiterverbreitet. Im Juli 1903 sagte ich: „Das höfische Weißezeichen hat den Direktoren der Pommernbank — die Späßen pfeifen es von den Dächern — der Freiherr von Mirbach verschafft . . . Als der Direktor Schulz vom Staatsanwalt gefragt wurde, für welche ‚wohlthätigen Zwecke‘ er denn die spurlos verschwundene Million ausgegeben habe, verweigerte er hartnäckig die Aussage. Einen großen, vielleicht den allergrößten Theil hat sicher der freiherrliche Kirchenpatron bekommen, der in seiner Arglosigkeit den urchristlich frommen Hypothekenbankdirektor lieben lernte und in dem Hochgefühl, eine schöne Menschenseele gefunden zu haben, ‚an maßgebender Stelle‘ befürwortete, dem Pommerninstitut für die

Dauer der schulzischen Aera den privilegirenden Titel einer Hofbank der Kaiserin und zugleich das nicht minder wichtige Recht zu verleihen, sich der ‚Staatsaufsicht durch die königlich preussische Regierung‘ rühmen zu dürfen. Auch wurde, gegen den Wunsch der Kaufmannschaftsvorstände, Herr Schulz zum Kommerzienrath ernannt. Das geschah in Preußen, kurz vor dem Pommernkrach. Und ein paar Tage nach der Verleihung des Hofbanktitels ließen die Herren Schulz und Romeid fünfzigtausend Reichsmark in die Kasse des Kleinen Journals fließen, das damals das Organ des Freiherrn von Mirbach war und ohne neue Zuschüsse nicht zu halten gewesen wäre. Ich behaupte — und der halbe Thiergarten weiß —, daß der Besizer des Kleinen Journals, Herr Dr. Leipziger, der witzige Coupletreimer und Verfasser der ‚Ballhausanna‘, von dem Oberhofmeister und Kabinettschef Freiherrn von Mirbach, Excellenz, der Gunst des Pommernbankdirektors empfohlen worden ist.“ Das war deutlich; wurde aber wiederum in keine bourgeoise Zeitung aufgenommen. Vielleicht, weil die Redakteure fürchteten, sich der Verbreitung nicht leicht als wahr erweislicher Thatsachen schuldig zu machen; vielleicht, weil sie — die „Zukunft“ darf in den meisten Blättern ja nicht genannt werden — den Ursprungsort der Behauptung nicht angeben wollten. (Auf die Erfüllung dieser Pflicht hätte ich gern verzichtet; denn ich will nicht citirt noch gar gelobt werden, sondern wirken.) Ohne dieses thörichte Totschweigensystem wäre die Sache in der vorjährigen Hauptverhandlung wider Schulz und Genossen ans Licht gekommen. Auch seitdem hatte ich sie mehr als einmal erwähnt; zuletzt am vierzehnten Mai 1904. Abermals tiefes Schweigen. War es so unwichtig, zu wissen, wer kurz vor dem Krach der Bank den Nimbus des Hoftitels verschafft hat? Festzustellen, ob dieser Titel der Dank für eine Spende von etlichen Hunderttausenden war? Sicher; sonst hätte die ehrenwerthe Presse der Reichshauptstadt nicht geschwiegen. Dennoch hatte ein Gerechter nun das Geheimniß enthüllt.

Herr Justus Budde, Geheimer Staatsrath a. D., der die auf den Trümmern des Pommerninstitutes errichtete Berliner Hypothekenbank leitet und dem Aufsichtsrath der Immobilien-Verkehrsbank vorsitzt, erzählte als beideter Zeuge dem Gerichtshof, aus der Provinz seien ihm „Briefe von geschädigten Pfandbriefbesizern zugegangen, die darin behaupten, das Geld der Pommernbank sei für Wohlthätigkeitszwecke verschleudert worden, um den Herren Angeklagten Titel und Ehren dadurch zu erwerben. Das ist nach meinen Ermittlungen richtig“. Alles vermag also doch die Presse noch nicht. Nur aus der „Zukunft“ können die geschädigten Provinzialen erfahren haben, was sie dem Erben Schulzens vorstöhnten. Der erzählte nun weiter, der größte

Theil dieses „verschleuberten“ Geldes sei an den Freiherrn von Mirbach, Oberhofmeister Ihrer Majestät, gelangt; zuerst 150 000, dann 102 000, noch etwas später 50 000 Mark. Die vierte Rate — von 350 000 — sei in der Zeit vom elften bis zum sechzehnten Oktober 1900 auf das Konto des Freiherrn — „Konto K“ — eingezahlt worden. „Freiherr von Mirbach hatte bei der Bank noch ein anderes, persönliches Konto, auf dem er Geschäfte machte, auch in Wohlthätigkeitsachen, mit Geld beträgen, die hier gar keine Rolle spielen.“ Im Ganzen hätte der Oberhofmeister danach 652 000 Mark erhalten. Als Zeugen benannte Herr Budde sechs Bankbeamte, deren Aufenthaltsort er angab. Gerichtshof und Staatsanwaltschaft stellten ihm keine einzige Frage, luden auch die von ihm benannten Thatzengen nicht zur Aussage. Die Angeklagten wollten einstweilen keine „Erklärung abgeben“. Am nächsten Tag ließen sie durch Sello, ihren Hauptvertheidiger, erklären, der Oberhofmeister habe auf den Chek von 350 000 Mark nur 25 000 Mark abgehoben; „über die Verwendung des Restes wird nach wie vor von den Angeklagten das Prinzip der Diskretion gewahrt.“ Der Angeklagte Schulz fügte noch hinzu: „Ich genieße nach wie vor das volle Vertrauen des Freiherrn von Mirbach, habe mich dieses Vertrauens stets würdig gezeigt und glaube, Anspruch darauf zu haben.“ Herr Budde nahm von seiner Aussage nichts zurück. Wieder wurde diesem Justus keine einzige Frage gestellt; weder vom Gerichtshof noch von dem Anwalt des Staates auch nur der schüchternste Versuch gemacht, den Widerspruch der Aussagen zu beseitigen. Für uns, sagte der Vorsitzende, ist der Punkt erledigt. Für die Verttheidigung auch, rief Sello rasch. Die Episode erinnerte mich an eine Stelle aus dem Prozeßbericht, die ich schon am vierzehnten Mai anführte, heute aber wiederholen muß. „Angeklagter Schulz: Unsere Bank war zur Hofbank ernannt worden. Vorsitzender: Wann war Das? Schulz: Im Oktober 1900. Vorsitzender: Können Sie uns auch die Gründe sagen? Schulz (nach einigem Besinnen): Nein. Angeklagter Romeid: Die Gründe sind uns nicht bekannt. Vorsitzender: Nun, dann verlassen wir diesen Punkt“. Gegenstand des Verfahrens, das seit drei Jahren schwebt und bisher ungefähr achtzig Sitzungstage einer Strafkammer gefüllt hat, ist die Frage, ob die Direktoren der Pommernbank des Betruges, der Untreue, der Bilanzverschleierung schuldig sind. Daß diese Vergehen durch den alle Zweifel beschwichtigenden Hofbanktitel erleichtert worden wären, braucht nicht bewiesen zu werden. Die Frage, wie, durch welche Mittel und durch wessen Vermittlung dieser Titel erworben wurde, wird in Moabit für unerheblich gehalten. Weil dem Gerichtshof die Zeit zu solcher Erörterung fehlt? Er hat Zeit, Stunden lang,

Tage lang Angeklagte und Sachverständige über einzelne Grundstücksagen reden zu lassen, bei denen es oft schließlich auf subjektive Schätzung, auf die Voraussicht möglicher Konjunkturen ankommt und die Werthungsdifferenz nicht immer hunderttausend Mark beträgt. Jetzt tritt ein glaubwürdiger, in die Interna der Pommernbank eingeweihter Mann auf und sagt, unter Berufung auf sechs lebende, erreichbare Zeugen: Die Angeklagten haben das Vermögen der Bank und der Pfandbriefbesitzer um 652 000 Mark geschädigt, die sie verschleuderten, um sich Titel und Ehren zu verschaffen. Und Niemand fragt, ob diese Behauptung erweislich wahr ist. Die Richter könnten, wenn man Auskunft erbäte, antworten: Die Angeklagten haben von vorn herein erklärt, der fragliche Betrag sei für Wohlthätigkeitszwecke ausgegeben worden; ist darin das Vergehen der Untreue zu finden, so haben sie die strafrechtlichen Folgen zu tragen; wie viel von der Summe für diesen oder jenen Zweck verwendet wurde: Das ist für die rechtliche Beurtheilung der Sache gleichgiltig; und in diesem prozessualen Sinn ist für uns, da wir nicht Politik zu treiben, nicht zu prüfen haben, ob im Staat Preußen Etwas faul ist, der Punkt erledigt. Das wäre unansehnlich, wenn Herr Budde nicht behauptet und „glaubhaft gemacht“ hätte, daß die sechshunderttausend Mark für den Erwerb von Titeln ausgegeben worden seien, die eine unsolide oder betrügerische Geschäftsführung erleichtern sollten, konnten und erleichtert haben. Und da diese Angabe, wenn sie als wahr erwiesen würde, für Urtheil und Strafmaß wesentlich wäre, dürfte sie in der Beweisaufnahme nicht, als unerheblich, mißachtet werden.

Herr Budde hat sie beschworen und, nach einigem Zögern, auch die nach der Entdeckung gethanen Schritte geschildert. Er ging zu dem Minister für Landwirtschaft, dem Chef der Aufsichtsbehörde, der die Hypothekenbanken unterstellt sind, trug ihm den Thatbestand vor und fragte, ob es möglich sei, den Freiherrn von Mirbach zur Rückerstattung des Geldes aufzufordern. Herr von Poddelski, der ein ungemein tüchtiger Geschäftsmann ist, zog Erkundigungen ein und antwortete dann: Nichts zu machen; das Geld ist längst ausgegeben. Die Prüfung der Gesetzbücher überzeugte Herrn Budde, daß ein Recht auf Rückerstattung nicht zu begründen sei, und er verzichtete deshalb darauf, „dieses Ansinnen an den Freiherrn von Mirbach zu stellen“. Das geschah „vor einem Jahr“. Warum sprach Herr Budde in der vorjährigen Hauptverhandlung kein Sterbenswörtchen über die Sache? Er hatte auch damals geschworen, nichts zu verschweigen. Wußte er noch nichts davon? Undenkbar. Nach dem Krach, während der Reorganisation sollte der neue Vetter der Bank nicht gefragt, nicht aus den ihm offenen Büchern festgestellt haben, wo die 652000

Mark geblieben seien, über deren Verwendung sechs Beamte Auskunft geben konnten? Das wird kein Bankdirektor für glaublich halten. Und wenn er wirklich erst später, als der Prozeß schon vertagt war, erfuhr: warum sagte er nicht jetzt wenigstens, in der zweiten Hauptverhandlung, bei seiner ersten Vernehmung? Warum mußten fünfundzwanzig Sitzungstage verstreichen, ehe er in einem Nachtrag zu seiner Aussage enthüllte, was ihm doch selbst wesentlich schien und was er unter der Eidspflicht nicht eine Stunde verschweigen durfte? Nicht jedem Zeugen wäre solche Zurückhaltung ungerügt hingegangen; und begreiflich ist, daß der Geheime Staatsrath vor dem Zugeständniß zauderte, er kenne den Sachverhalt schon seit einem Jahr. Doch wir müssen uns freuen, daß Justus der Justitia überhaupt den Schleier gelüftet hat. Was er sagte, ist sicher wahr und die „Erklärung“ der Angeklagten dagegen ohne Gewicht. Die brauchen weder Eide zu leisten noch ihrem wichtigsten Recht, dem auf falsche Angaben, zu entsagen. Deren Privataktiiz, erworbenes Vertrauen nicht durch Indiskretion zu verschütten, kann uns nicht beirren. Ob der Oberhofmeister nur Vermittler war, nur für die einem Anderen erwiesene Gefälligkeit den Namen hergab: auf sein Konto wurde das Geld gebucht und er hats empfangen. Sonst hätte Herr von Poddelski dem Direktor Budde geantwortet: Sie sind schlecht unterrichtet; Mirbach hat aus der Bankkasse nichts, von Schulz und Romeik im Ganzen nur fünfundzwanzigtausend Mark erhalten. Seine Antwort lautete aber: Die Hunderttausende, die Mirbach von Schulz empfangen hat, sind ausgegeben, also nicht wiederzubekommen.

Seit dem neunten Juni wird der Oberhofmeister in bourgeoisen Zeitungen angefleht, doch gütigst „vor der Oeffentlichkeit eine Erklärung abzugeben“. Dabei werden ihm Lobhudeleien kredenzt, die er selbst wohl kaum erwartet hatte. Er sei natürlich getäuscht worden. Einem Hofbeamten fehle die Möglichkeit, zu prüfen, ob eine Bank solid oder unsolid sei. Er hätte das Geld sicher nicht angenommen, wenn er geahnt hätte, daß Schulz und Romeik nicht reinen Herzens dem Gemeinwohl dienen, sondern für sich Etwas erreichen wollten. Und so weiter. Zum Speien. Man legt ihm förmlich in den Mund, er solle Schulz preisgeben. Dazu scheint er, als frommer Christ, mindestens vor Schluß der Hauptverhandlung keine Lust zu haben. Alles Wesentliche wird von den Greinern verschwiegen oder entstellt. Der Freiherr ist nicht getäuscht worden; er mußte wissen, daß die Bank morsch war, und hat gewußt, daß die Direktoren für ihr Geld — nein: für das Geld ihrer Aktionäre — Etwas haben wollten: denn er hats ihnen ja, gewiß nicht ungebeten, verschafft. Was soll er nun noch erklären? Ob mit dem Pommern-

geld Kirchen gebaut oder Prominenzen gestiftet worden sind? Ja, wie Hofe; daß er nicht als Trinkgeld in die Tasche gesteckt hat, bezweifelt kein Mensch. Das Winseln nach einer Erklärung stammt nur aus dem feigen Wunsch, der Pflicht zu rückhaltlosem Urtheil über die heisse Sache enthoben zu sein.

Der Thatbestand ist auch ohne neue Erklärung klar. Der Freiherr von Mirbach hatte bei der Pommernbank ein persönliches Konto. Merkwürdig. Warum nicht bei einer Depositenbank, nicht bei der des Reiches? Er wollte ja nicht Hypotheken- noch Immobiliengeschäfte machen. Er hatte ein zweites Konto, das nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Buchstaben K geführt wurde. Warum? Geschäftsgeheimniß. Auf dieses Konto K sind — nicht als erster Betrag — zwischen dem elften und dem sechzehnten Oktober 1900 von der Direktion der Pommernbank 350 000 Mark eingezahlt worden. Am achten November hat Mirbach 25 000 Mark, am achtundzwanzigsten Dezember 327 358 Mark — „die Restsumme mit Zinsen“, sagt Budde — abgehoben und quittirt; daß er im Ganzen 652 000 Mark erhalten hat, ist durch den Dialog Poddieiski-Budde erwiesen. Ich bitte, auf die Daten zu achten. Im Oktober 1900 wird der Hauptbetrag eingezahlt, im November und Dezember 1900 vom Oberhofmeister der Kaiserin abgehoben. Zwischen Ein- und Auszahlung liegt der Tag, der die Ernennung zur „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ brachte. (Die technisch merkwürdige Seite der Sache ist noch nicht gezeigt worden: auch die Frau des Kaisers macht ja keine Hypothekengeschäfte; warum wurde also nicht eine Depositenbank für solche Auszeichnung gewählt?) Der Titel wird an die Direktorialthätigkeit des Herrn Schulz geknüpft; mit ihm würde auch das Weißezeichen verschwinden. Jeder Unbefangene kann sich nach solchen Indizien den Verlauf der Sache ungefähr vorstellen. Schulz sagt: Wenn wir uns mit dem nie verliehenen Titel der Hofbank puzen dürften, würden wir für die Zwecke Eurer Excellenz gern eine halbe Million oder mehr hergeben. Der Puz wird versprochen, das Geld eingezahlt; dann wird der Titel verliehen und das Geld ausgezahlt. Es wäre nicht der erste Fall gewesen. Die Herren Sanden und Schmidt, Direktoren der Spielhagenbanken, haben dem Oberhofmeister der Kaiserin beträchtliche Summen für Kirchenbauten gegeben; Herr Sanden wurde Kommerzienrath und sollte, als er verhaftet ward, just einen neuen Orden bekommen; Herr Schmidt konnte sich Hofbankier der Kaiserin nennen. Der Erwähnung werth ist noch, daß im selben Oktober 1900 das kleine Journal vom Direktor Schulz 50 000 Mark erhielt. Vorjähriges Zeugniß des Herrn Dr. Leon Leipziger: „Die Zusage der Leiter der Pommernbank ist zur Glanzzeit des Institutes

erfolgt, wenige Tage, nachdem es zur Hofbank der Kaiserin ernannt worden war“. Schulz hatte zuerst abgelehnt; er sagte zu, als der Oberhofmeister, dem er sich gerade in diesen Tagen zu Dank verpflichtet fühlte, ihm das subsidium charitativum ans treue Pommernherz gelegt hatte. Auch diese fünfzig Bräunlinge sind eigentlich aufs Konto K zu buchen. Macht zusammen 702 000 Mark. Habe ich übertrieben, als ich im vorigen Juli sagte, der allergrößte Theil der spurlos verschwundenen Million werde gewiß im Bereich des freiherrlichen Kirchenpatrones versickert sein? Im November 1900 erschien dann ein Reklamheft der neuen Hofbank, dessen Titelblatt das Königswappen von Preußen zeigte und das sichtlich namentlich an die Vorstände evangelischer Kirchengemeinden verschickt wurde. Diese Prozedur wurde in der Frankfurter Zeitung getadelt, der Tadel offiziös aber als unberechtigt zurückgewiesen und „die moralische Unantastbarkeit des Institutes“ vor Alldeutschlands lauschendem Ohr festgestellt. November 1900. Fünf Monate danach gab es keine Hofbank mehr. Das Wappenheft war Makulatur geworden. Die Pfandbriefbesitzer in Preußen und Umgegend klagten über schmerzhafteste Verluste. Schulz saß in Untersuchungshaft. Zwei Jahre lang. Dann wurde er plötzlich enthaftet, nach einer Weile wieder verhaftet und nur gegen hohe Kaution auf freiem Fuß gelassen. Daß er im ganzen Umfang der Anklage freigesprochen wird, glaubt er wahrscheinlich selbst nicht mehr. Doch per varios casus, per tot discrimina rerum ist die höchste Gunst Seiner Excellenz ihm erhalten geblieben. Er, den die königliche Staatsanwaltschaft, „die objektivste Behörde der Welt“, seit drei Jahren mit schwerem Geschütz verfolgt, durfte sagen: „Ich genieße nach wie vor das volle Vertrauen des Freiherrn von Wirbacz und glaube, Anspruch auf dieses Vertrauen zu haben.“ Und der Oberhofmeister Ihrer Majestät wies diesen Rechtsanspruch mit keiner Silbe zurück.

Was wäre an Alledem nun noch zu erklären? Höchstens, daß die Aufsichtbehörde nicht sah; trotz den Warnungen Voigts, der Frankfurter Zeitung, der Herren Gehlsen und Bernhard. Doch woher sollte Herrn von Hammerstein-Logten, dem Minister für Landwirtschaft, ein böser Verdacht gegen Institute kommen, an deren Spitze die frommen, von der Hofgunst bestrahlten Herren Sanden und Schulz standen? Als es bei den Spielhagenleuten und den Pommern schon jämmerlich aussah, sprach er im Landtag: „Gegen die Sicherheit der Hypothekenspfandbriefe können begründete Bedenken nicht erhoben werden.“ Königswappen, Hofbanktitel, Bürgschaft der Ministerialinstanz: das liebe Vaterland durfte ruhig sein. Und Schulz ließ sich die Propaganda was kosten. Breslauer Diskontobank für die Einführung der neuen

Pfandbriefe: 500 000 Mark; Mirbach + Kleines Journal: 700 000 Mark; Verein Berliner Kaufleute: 10 000 Mark; Berliner Presse-Klub: 25 000 Mark. Zusammen: 1 235 000 Mark. Das sind aus zwei Jahrgängen ein paar Posten, die wir zufällig kennen. Inserate, Schweigegebühren, Journalistenprämien sind nicht dabei. Selbst eine aus festerem Holz gezimmerte Bank könnte unter solcher Belastung brechen. Und die berühmte Deffentlichkeit soll nach Erklärungen lechzen! Wäre der Thatbestand aus Paris gemeldet worden, dann hätte die Majestät der öffentlich Meinenden das verdammdende Urtheil längst gefällt. Ich wüßte auch wirklich nicht, worauf man noch warten sollte.

Herr von Mirbach hielt sich einst für einen von der Presse leidenschaftlich gehaßten Mann. Des Satans Lücke, schrieb er — nach Empfang des Pommerngeldes —, streite mit Macht und List wider ihn. „Daß ich mir in meinem Amt und in meinem Wirken Mühe gebe, unserem Herrn und Heiland zu dienen, daran nimmt die Welt ein Vergerniß. Aber gegen alle Mächte des Hasses und der Lüge bleibt es bei dem Lutherwort: Und wenn die Welt voll Teufel wär', es soll uns doch gelingen!“ Jetzt muß er den Irrthum erkannt haben; Haß hätte ihn in dieser Woche schlimm zerzaust. Doch welcher liberale Mann könnte einen Oberhofmeister hassen, der gegen Stocker gesprochen, gegen Antisemiten Prozesse geführt, unzähligen Israeliten Besuche gemacht und den sozialdemokratisch organisirten Arbeitern seine Baupläge gesperrt hat? Solcher Excellenz werden mindestens mildernde Umstände zugebilligt. Mirbach meint es so gut, lesen wir; er ist nur weltfremd und hält Jeden für reinen Sinnes. „Sein frommer Eifer war größer als seine Menschenkenntniß“, schluchzt Tante Voss. Er hat an die Reinheit der Pommernseele geglaubt. Der niederträchtige Schulz hat den Arglosen hinters Licht geführt. Den forquitter Mirbach, den Agrarier, würde die Börsenpresse anders behandeln.

Ich weiß nicht, ob Herr Schulz ein schlechter Mensch ist, auch nicht, ob er gegen ein Strafgesetz gesündigt hat, und habe nicht die Gewohnheit, Angeschuldigte zu schelten, als seien sie der Schuld schon überführt. Aber ich weiß, daß der Oberhofmeister gehandelt hat, wie er, als Christ und als Beamter, nicht handeln durfte; nicht nur im Pommernfall. Weiß, daß er nicht länger im Amt bleiben dürfte. Und bin sicher, daß Luther ihn nicht loben würde.

Herr von Mirbach ist durchaus nicht der Weltfremdling, als der er jetzt der Huld empfohlen wird; gar nicht einfältiges Kindergemüth. Sonst hätte er für sein Amt auch nicht getaugt. Die Hofleute halten ihn für einen Schlaupkop und fürchten seine Feindschaft. Und seine eigenen Angelegenheiten hat er mit ungewöhnlicher Gewandtheit verwaltet. Als er bei den Gardesfüßlieren

stand, giengs noch ziemlich knapp bei ihm zu. Jetzt soll er zwischen Pflingstberg und Marmorpalais so viel Grundbesitz haben, daß die Offiziere ihn scherzend den König von Potsdam nennen. Ein guter Haushalter und Praktikus. Den Status der Pommern hätte er leicht zu erforschen vermocht; ihn genau kennen zu lernen, wäre doppelt seine Pflicht gewesen, nachdem an den von ihm protegirten Herren Sanden und Schmidt manche Kirchenkasse ihr Geld verloren hatte. Er hats nicht gethan oder gehofft, mit höflicher Hilfe werde die Bank allen Fährnissen trogen. Schulz ist keine komplizirte Natur; wer dem Mann ins Auge sieht, ihn ein Weilchen nur reden hört, muß wissen, daß kein von frommer Inbrunst erfüllter Uebersicht vor ihm steht. Auch war rasch zu erfahren, wie der Mann hier und, als Jungeselle, an der Riviera gelebt, wie er durch Milliardärtrinkgelder die vermöthtesten Kellnerherzen entzückt hat. Ein Herr, der die Ehre hat, die Geschäfte der Frau des Kaisers führen zu dürfen, ist verpflichtet, sich die Leute scharf anzusehen, die er der Gunst seiner Herrin und, mit dem Lockzeichen solcher Gunst, dem Vertrauen deutscher Kapitalisten und Kirchengemeinden empfiehlt. Ist nicht grotesk zugleich und beschämend, daß Sanden, als er verhaftet wurde, gerade für einen Orden vorgeschlagen und daß der Hofbanktitel an Schulzens hehre Person geknüpft war? Doch es kommt schlimmer. Keine Bank, auch die reichste nicht, kann Summen verschicken, wie Schulz sie dem Oberhofmeister gab; selbst die Deutsche Bank könnte es nicht. Wenn sies einmal, vielleicht im Türkenland, thut: Justus Budde hat auch hier der Kaye die Schelle umgehängt. „Ich bin in Konstantinopel gewesen und kenne die Zustände“, sprach er vor Gericht; „man nennt es Bakisch und weiß, wozu mans giebt.“ Herr von Mirbach mußte sich sagen, daß den Aktionären der „Pommerschen“, die nie eine Großbank war, nicht 700 000, nicht 300 000, auch nicht die 50 000 Mark fürs Kleine Journal so einfach entzogen werden durften: und nahm sie dennoch; wie es scheint, ohne auch nur zu fragen, ob der Aufsichtsrath davon wisse und ein regulärer Beschluß gefaßt worden sei. Er ist kein Knabe und mußte wissen, daß Schulz, wenn er das Bedürfnis und das Recht hatte, Hunderttausende aus der Bankkasse zu nehmen, ringsum Leid genug lindern konnte, ohne erst lange auf Einen zu warten, von dem ein Aequivalent zu hoffen war. Der Geruch des Geldes mußte Herrn von Mirbach, der auch preussischer Generalmajor ist, abschrecken. Ein militärisches Ehrengericht würde ihn wahrscheinlich sanft, Martinus Luther ganz sicher streng tadeln. Der ließ seine fünfundneunzig Bornthesen ins Land gehen, weil Papst Leo der Zehnte im Deutschen Reich gegen Ablasszettel für den Neubau der Peterskirche Geld zu sammeln befahl.



getaufte Großspekulant, der wegen wüsten Jobberns der Dreinhauer hieß. Die sind gewiß auch so herangekriegt worden wie ich jetzt. Man will sich doch nicht mit Gewalt mißliebzig machen!“ So war es damals und so ist's noch heute.

Nur ist inzwischen ein System draus geworden; das längst auch schon profanen Zwecken nutzbar gemacht wird. Mir scheint höchst unpassend, scheint fast eine Preffion, daß auf Briefbogen, die den Wappenstempel der Kaiserin tragen, fremde Menschen, gar Heterodoxe, um Gaben für eine Protestantenkirche gebeten werden. Viel Unwahrscheinlicheres ward uns aber Ereigniß. Kein Geld zum Ankauf eines Altmeisterbildes? Kommerzienrath Hinz oder Geheimrath Cohn wird, wenn man nur kräftig die maßgebenden Wünsche betont, das Nöthige ausspucken. Der Pomplirche fehlt noch elektrisches Licht? Wenn Siemens in der letzten Zeit zu viel in Anspruch genommen ist, sollen Die um Rathenau oder Voewe ihrem jüdischen Herzen einen Stoß geben. Wer hat den abscheulichen Röhrenroland im Thiergarten bezahlt? Berliner Großkaufleute. Die Puppen für den großen Stern? Die Straßenbahngesellschaft, der dafür eine lästige Vorschrift gestrichen wurde. Aunderthalb Millionen fürs Friedrichsmuseum und nicht viel weniger für die Orientgesellschaft? Herr James Simon, der Titel und Orden verschmäh't, in seinem Haus aber den Kaiser als Gast sah und eine Photographie mit allergnädigster Unterschrift erhielt. Tausend Beispiele wären anzuführen; doch nicht für jedes ist der Beweis so leicht zu liefern. Was den „mit irdischen Gütern reicher Gefegneten“ heutzutage zugemuthet wird, würde man ahnen, wenn etwa die Kommerzienräthe Arnhold und Friedländer zu beeidetem Zeugniß gezwungen wären. Oft folgen die Auserwählten knirschend und stöhnend dem Ruf, kreischen oft wüthend auf: Könnte ich nur, wie ich wollte! Dem Meisten freilich ist ein Kronenorden, ein Titel, ein Dankschreiben aus dem Cabinet sogar reichlicher Ertrag. Und in zehn von fünfzehn Fällen hat Nirbach sein Kammerherrnhändchen im Spiel. Er ist unermülich im Dienst des höchsten Herrn und der Allerhöchsten Herrin und scheut im Bewußtsein so hohen Wirkens auch die Ausnutzung menschlicher Schwächen nicht. Man muß die Eitelkeit kanalisiren, um Zufuhrstraßen für die heiligsten Güter zu schaffen. Wer ängstlich erst dem Ursprung des gespendeten Geldes und den Motiven des Gebers nachspüren wollte, käme nicht weit. Nirbach ist weit gekommen. Bis zu Sanden und Schmidt, Schulz und Romeid. Er blieb sich, blieb dem von ihm erdachten System getreu. Da er des guten Zweckes sich stets bewußt ist, darf er die Mittel auch aus Pfügen aufheben. Nie naht ihm der Gedanke, einem Gott und einem König dürfe nur die Gabe wohlgefällig sein, die, unerbeten, unerfleht am Willigsten, vom überschwingenden Gefühl reiner Herzen dargebracht wird.

... Ist, liebe Herren, nun wirklich noch Etwas zu erklären?

## Das Wesen des Judenthumes.

Was ich hier niederschreibe, ist das Ergebnis eines Jahrzehnte langen Studiums, Prüfens und Ringens. Ich bin mir bewußt, daß es manches fromme Gemüth verletzen, den Zorn der Eiferer und den Tadel der klugen Leute des *laissez faire, laissez aller* gegen mich herausfordern wird. Aber ich meine, der Arzt, der die einmal nothwendig gewordene Operation mit entschlossener Hand vornimmt, leistet dem Kranken einen größeren Dienst als die allzu Kengstlichen und Beschränkten, die durch Quacksalbereien das Siechthum des Patienten zwecklos verlängern. Daß aber in diesem Fall eine Operation nöthig, das schon Jahrtausende währende Ankämpfen des Judenthumes gegen niemals zu überwindende Mächte aussichtslos, daß es ein nur durch Unwissenheit und Leichtsinnsentschuldbares Verbrechen ist, dieses unglückliche Volk in seinem Wahn zu bestärken und bis ins Unendliche in einem Zustand zu erhalten, in dem es weder leben noch sterben kann: davon hoffe ich Alle zu überzeugen, die nicht nach Gemüthsstimmungen, sei es religiöser oder weltlicher Natur, sondern nach klaren, einleuchtenden Vernunftgründen urtheilen. Damit ich diesen Zweck erreiche, will ich zunächst die Verhältnisse, aus denen ich hervorgegangen bin, darstellen und zeigen, welchen Voraussetzungen meine Gedanken entstammen, in welcher Art ich die Begriffe mir denke, wie das Weltbild in meinem Geist sich spiegelt. Dann will ich vor dem Leser meinen Gedankengang Zug für Zug entstehen lassen. Nur auf diesem Wege können Mißverständnisse und Irrthümer beseitigt, grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten geklärt, nur so kann endlich dem allgemein empfundenen und beklagten Uebel abgeholfen werden: dem Uebel, daß vorurtheillose Menschen so oft beim besten Willen nicht sich verständigen können, weil sie wohl sprachlich, aber nicht seelisch einander verstehen.

Ich bin in einem galizischen Ghetto geboren worden und aufgewachsen. Meine Eltern, die streng orthodoxe Juden waren, erblickten das Wohl und Heil ihrer Kinder einzig in dem Studium der Bibel und des Talmuds und hielten alles andere Wissen für verdammenswerth. So verbrachte ich meine Jugend denn im Tcheber und Bethamidrasch, also in Schulen, wo alles weltliche Wissen vernachlässigt und nur das Studium der Bibel und des Talmuds gepflegt wird. Erst als herangereifter Jüngling wurde ich durch die Bekanntschaft mit der modernen hebräischen Literatur auf die außerhalb des Ghettos liegende Welt hingewiesen. Ich lernte durch hebräische Uebersetzungen manche modernen Philosophen und Klassiker kennen und ein unwiderstehlicher Drang nach moderner Bildung ergriff mich. In meinem achtzehnten Lebensjahre verließ ich die Heimath und zog in die Fremde hinaus, um meinem Bildungsdrang freien Lauf zu lassen. Nachdem ich mir einige Vorbildung angeeignet hatte, bezog ich die Universität, um Philosophie zu studiren. Ich beschäftigte mich mit besonderer Vorliebe mit dem platonischen Sokrates, mit Aristoteles, Cartesius, Spinoza, Kant und Schopenhauer. Von ihnen ausgehend, in vielen Punkten aber über sie hinweggehend, habe ich mir meine Weltanschauung zurechtgelegt.

Man kann die Welt von drei Gesichtspunkten aus erfassen: vom ethischen, ästhetischen und logischen. Die Ethik fragt nach dem „Wozu“ und antwortet, je nach der Entwicklungsstufe, mit „nützlich“, „gut“ und „heilig“. Die Aesthetik

fragt nach dem „Wie“ und antwortet mit „angenehm“, „schön“ und „erhaben“. Die Logik fragt nach dem „Was“ und antwortet mit „richtig“ und „wahr“.

Da „gut“, „schön“ und „wahr“ als bloße Anschauungsweisen für uns nur einen relativen Werth haben können, so bleibt als die einzig maßgebende Norm für unser Thun und Denken das Gesetz der Willensidentität, wonach Niemand das Selbe zur selben Zeit wollen und nicht wollen kann. So können wir gegen eine Handlungsweise, die uns mißfällt, mit Vernunftgründen nichts einwenden, sofern sie mit klarem Willen geschieht. Erst wenn Jemand uns den Willen kundgiebt, daß er nach rechts gehen und Gutes thun will, und dennoch nach links geht und schlecht handelt, können wir ihm durch Vernunftgründe vom Wege abbringen, indem wir auf den Gegensatz zwischen seinem Wollen und seinem Handeln hinweisen. In diesem Fall haben wir aber nur eine dem Thäter komplizirt erscheinende Handlung in einer einfacheren Gestalt gezeigt und ihm dadurch die Vergleichung zwischen der Handlung und dem Gewollten erleichtert. Etwa wie wir den Anfänger, der zweimal Zwei Fünf sein läßt, dadurch von seinem Irrthum überzeugen, daß wir ihm die beiden Zahlengruppen in der einfachsten Form zeigen, die ihn in ihnen vier Einheiten erkennen läßt, und daß wir ihm klarmachen, wie thöricht es wäre, den selben Einheiten, denen er durch einen Willensakt die Zahl Vier beilegt hatte, nun die Zahl Fünf beizulegen. Ein solches Verfahren nennt man analytisch.

Nach diesem Gesetz der Willensidentität ist die Frage, welchen Einfluß wir der Ethik, Aesthetik und Logik auf unser Leben gewähren sollen, gleichbedeutend mit der Frage, in welchem Verhältniß unser Wille oder, was ja das Selbe ist, unsere Natur zu diesen drei Anschauungsweisen steht. Wer diese Frage beantworten will, darf nicht nur einzelne Erscheinungen und Willensäußerungen, sondern muß den gesammten Verlauf der Menschengeschichte betrachten. Und da zeigt sich, daß diese drei Anschauungsweisen wesentliche, unausrottbare Funktionen des Intellektes sind und daß deshalb die Menschheit in allen Zeiten und Kulturstufen stets von dem instinktiven Streben besetzt war, auf einer aus diesen drei Anschauungsweisen resultirenden Linie, die man Civilisation nennt, fortzuschreiten, gleich dem erkrankten Organismus aber von fieberhaften Zuckungen und Erschütterungen ergriffen wurde, so oft sie von dieser Linie wich. Das Verhältniß dieser Anschauungsweisen im menschlichen Leben erscheint dem einer Familie ähnlich, in dem der Vater die Logik, die Mutter die Ethik und die Kinder die Aesthetik repräsentiren. Die Neigungen und Interessen dieser drei Familienglieder sind im Grunde verschieden und gehen auch häufig weit auseinander. Soll aber das Zusammenleben gedeihlich sein, so müssen sie ihre Neigungen und Wünsche verstehen und achten lernen. Der Vater muß den Kindern das Spielzeug gewähren und die Herzensbedürfnisse der Frau befriedigen, wenn er auch für Beides weder Sinn noch Neigung spürt. Die anderen Glieder müssen diese Rücksichten als Rücksichten zu achten verstehen, mit gleichen Rücksichten vergelten und endlich, da sie selbst sich zu leiten unfähig sind, die Leitung dem Hausherrn überlassen. Die Logik, die mit der möglichsten Rücksichtnahme die Ethik und die Aesthetik leitet, nenne ich Vernunft.

---

Aus dem Chaos von Zweifeln, Fragen, Beobachtungen, Plänen, Ent-

würfen drängen sich jedem — auch dem flüchtigsten, sorglosesten — Betrachter zwei Gedanken auf: Wie konnten die Juden sich so lange erhalten? Und woher stammt der Haß, mit dem fast alle Nationen dieses Volk verfolgen?

So lange ich im Ghetto unter dem Einfluß des Talmuds lebte, fiel mir die Antwort nicht schwer. Gott hatte die Juden zum ewigen Volk ausgewählt und dem Haß und den Verfolgungen der Völker preisgegeben, um sie zu prüfen, zu läutern und der künftigen Welt Herrschaft würdig zu machen. Seit ich, durch die in das Ghetto eingedrungenen Strahlen einer fremden Kultur geblendet, das Vertrauen zur talmudischen Weltanschauung verloren hatte, konnte mich diese Antwort nicht mehr befriedigen. Ich mußte nun eine natürliche, in dem Wesen der Dinge begründete Lösung meines Problems finden. Und ich war überzeugt, daß ich diese Antwort nur bei den Aufgeklärten, bei den von moderner Bildung und Erkenntniß erleuchteten Männern da drüben finden konnte. Und so zog ich hinaus zu den Männern des Landes, von dem die Strahlen der Aufklärung mir gekommen waren, und trat vor sie hin und sprach: Saget an, Ihr erleuchteten Geister, die Ihr den Himmel entgöttert, den Planeten neue Bahnen zugewiesen, Raum und Zeit überwunden und der Natur nie geahnte Geheimnisse entrisen habt, — saget an, nach welchen Gesetzen diese vor achtzehn Jahrhunderten nach allen Windrichtungen zerstreuten, von Land zu Land, von Volk zu Volk gekehrten Judenhausen gegen die Alles auslöschende Macht der Zeit in ihrer nationalen Kraft unversehrt sich zu erhalten vermocht haben, während alle anderen Völker, den Blumen des Feldes gleich, blühen, welken und vergehen? Und als ich so gesprochen hatte, zuckten meine Gewährsmänner die Achseln und sagten: Unsere Kenntniß des Judenthums ist gering und flach und reicht nicht hin, um Deine Wißbegierde zu befriedigen. Aber wende Dich doch an die hochweisen Lehrer und Führer des modernen Judenthums, die ja so viel über die Geschichte ihres Volkes gesagt haben; sie werden Dir wohl Auskunft geben können.

Und ich that, wie mir gerathen wurde; und siehe: bei den Lehrern des modernen Judenthums wurde mir die gewünschte Antwort. Gott hatte einst den Juden eine der erhabensten Ideen offenbart: die Idee des Monotheismus. Um diese Idee zum Gemeingut der Menschheit zu machen, hat er die Juden unter die Nationen als Lehrer und Ermahner zerstreut; und nicht eher wird er sie aus dieser Zerstreuung erlösen, bis sie ihre Mission erfüllt haben werden. Bis dahin aber wird es ihnen ergehen, wie es stets allen Propheten und edlen Männern ergangen ist, die dem Pöbel irgend eine Wahrheit beibringen wollten: sie werden gesteinigt und gekreuzigt. So sprachen die modernen Lehrer und Führer Israels. Und ich fand ihre Rede klug und schön und glaubte mich befriedigt. Als ich aber in mein Kämmerlein ging und mir diese Rede näher betrachtete, sie ihres phrasenhaften Schmuckes entkleidete und den Kern herausfällte, da grinst mich das altbekannte Sprüchlein an, mit dem man uns da drüben im Ghetto seit so vielen Generationen eingelullt hatte: Gott hatte die Juden zum ewigen Volk auserwählt, — und so weiter. Und diese Ghettoemmenschen konnten wenigstens ihr Sprüchlein mit voller Ueberzeugung herunterleiern. Für sie war die ganze Erscheinungswelt nur ein Komplex von wunderbaren Gottesfügungen. Die Menschheit hatte für sie keinen anderen Daseinszweck als den einen: den Väterungsprozeß des jüdischen Volkes zu fördern. Die modernen Juden aber,

die in Schule und Leben Natur und Menschen kennen gelernt haben, sie durften nicht sagen, daß Gott auf eine wunderbare Weise ein Volk zu einem bestimmten Zweck sich ausgewählt habe, daß die Kulturvölker, unter denen sie leben, deren Ideen sie achten und bewundern gelernt haben und deren Kulturleistungen sie nicht mehr entbehren können, daß diese Völker Barbaren seien, die erst von den Juden Heil und Erleuchtung erhalten müßten. Sie durften vollends nicht den Judenhaß als die Folge eines sittlichen und kulturellen Tiefstandes der Völker erklären.

Enttäuscht gab ich nun jeden weiteren Versuch, auf diesem Wege eine Lösung meines Problems zu finden, auf und machte mich daran, diese Lösung auf eigene Faust zu suchen. Ich ließ alle Phasen der jüdischen Geschichte an meinem Geiste vorüberziehen.

„Und ich werde Dich zu einem großen Volk machen und Dich segnen und durch Dich werden gesegnet werden alle Völker der Erde.“ Mit diesen kühnen Erwartungen läßt die Bibel den ersten Juden in die Ferne ziehen. Wie ganz anders aber sollten sich die Dinge in der Wirklichkeit gestalten! Schon bei seinem ersten Auftreten sehen wir ihn in Konflikte mit seiner Umgebung verwickelt. Und diese Konflikte steigern sich mit der Zunahme seines Geschlechtes und erreichen in Ägypten den Höhepunkt. „Und es graute den Ägyptern vor den Kindern Israels.“ Endlich war es den Israeliten gelungen, ein Heim sich zu gründen. Aber innere Zwistigkeiten und äußere Feinde rüttelten unablässig an den Grundlagen ihres Staates, bis er endlich zusammenbrach. Seitdem bildet die jüdische Geschichte eine ununterbrochene Kette von Verfolgungen. Griechen, Römer, die islamischen und christlichen Völker des Mittelalters und der Neuzeit: sie alle wettsiefern mit einander, die kühne Verheißung, mit der der Stammvater des Judenthums in die Welt gezogen war, zu Schanden zu machen.

Bei dieser Betrachtung drängte sich mir ein Gedanke auf, den ich, so sehr auch das durch Erziehung und Vererbung mir überkommene Gefühl dagegen sich sträubte, nicht abzuweisen vermochte. Wenn ein Unternehmen nach langem Gebelien ins Stocken gerathen ist, so mag man das Recht haben, über die Ungunst der Zeit und der Umstände zu klagen und auf eine bessere Zukunft zu hoffen. Wenn aber das Unternehmen von Anfang an als unglücklich sich erweisen hat und im Lauf der Zeit immer ungünstiger sich gestaltet: mit welchem Recht will man da über Zeit und Umstände klagen und auf eine bessere Zukunft hoffen? Es ist eben ein verfehltes Unternehmen, für das es nur einen einzigen Ausweg giebt: die Liquidation oder den Konkurs.

So sah ich vor eine ganz neue Frage mich gestellt, in deren richtiger Beantwortung die Lösung des Problems, von dem ich ausgegangen war, liegen mußte. Welche Grundidee hat das Judenthum? Daß diese Idee verfehlt war, hatte ich durch Induktion festgestellt. Woran aber das Verfehlte dieser Idee lag und wodurch sie trotzdem bis jetzt zu erhalten vermochte: um Das zu erklären, mußte ich das Wesen dieser Idee oder das Wesen des Judenthumes überhaupt ermitteln.

Drei Quellen boten sich mir: die Bibel, die talmudisch-rabbinische Literatur und das praktische Leben der modernen Juden. Als eine vierte Quelle hätte mir die assyrisch-babylonische Keilschriften-Literatur dienen können. Und sie wäre die werthvollste, weil sie die Uebersichte der Juden aufzuheben und die von

späteren Einflüssen ungetrübten Wesenszüge dieses Volkes zu zeigen vermocht hätte. Doch bei genauerer Prüfung fand ich die Ergebnisse dieser Literatur für die Geschichte des Judenthumes zu gering und diese geringen Ergebnisse auf zu schwachen Füßen stehend, als daß ich sie für meinen Zweck hätte gebrauchen können. Die übrigen Quellen gaben zwar die gesuchten Züge nicht ohne Trübung wieder, aber sie lagen doch in dem Bereich meines Erfahrungs- und Prüfungsvermögens; und ich glaube, durch eine hier anzudeutende Methode das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden zu können.

Hat Jemand, sagte ich mir, durch die Einwirkung der Verhältnisse Eigenschaften angenommen, die seinem Wesen fremd oder entgegengesetzt sind, so wird er offenbar diese Eigenschaften einbüßen, wenn er unter neue Verhältnisse gerathen ist, die von den früheren verschieden oder ihnen entgegengesetzt sind. Behält er aber irgend welche Eigenschaften unter den mannichfachen Umständen, so sind diese Eigenschaften offenbar wesentlich oder — da schließlich alles Wesentliche in irgend einer Zeit geworden sein muß — der Niederschlag von Verhältnissen, die intensiver und länger gewirkt haben müssen als die uns bekannten Verhältnisse. Nun suchte ich beim Judenthum die Züge auf, die die ganze biblische und talmudisch-rabbinische Literatur durchlaufen und noch jetzt bei den Juden zu finden sind. Diese dem Judenthum unzweifelhaft wesentlichen Züge führte ich auf eine Einheit zurück und erhielt das folgende Resultat: Die Grundidee oder das Wesen des Judenthumes besteht in dem Streben, die Alleinherrschaft der Ethik zu begründen und die Logik und die Aesthetik, sofern sie nicht ethischen Zwecken dienen, rückständig zu bekämpfen.

Nach dem Beispiel der orientalischen Familie haben die Juden ihren Gott als einen weisen, guten, frommen Patriarchen gebildet, der mit liebevoller Hingebung, aber unumschränkt, über die Seinen schaltet und waltet und mit unnachlässlicher Eiferkucht auf seiner Selbstherrschaft besteht. Er ist ein Held, unbesiegbar im Kampfe und unerbittlich, wo es gilt, die Seinen zu rächen. Und wie nach außen, so versteht er auch nach innen die Sache der Seinen zu leiten. Er kennt keinen anderen Zweck als den, seine Kinder zu braven, frommen und tüchtigen Bürgern heranzuziehen. Diesem Ziel führt er sie mit sicherer Hand entgegen, auf geradem Weg, über alle Sinnesverlockungen und Verstandesgrübeleien hin. Nie fragt er, ob Etwas schön oder wahr ist, sondern nur, ob es nützlich, gut und heilig ist. Was diesem Zweck nicht entspricht, ist verwerflich, mag es noch so schön und wahr sein.

„Ehre Vater und Mutter, damit Du lange lebest in dem Lande, das Dein Gott Dir giebt.“ „Das Leben und den Tod habe ich Dir vorgelegt, den Segen und den Fluch, Du sollst das Leben erwählen.“ „Heilig sollt Ihr sein, denn heilig bin ich, der Herr, Euer Gott“.

Diese die ganze Stufenleiter der Ethik durchlaufenden Grundsätze beherrschen die gesammte Literatur des Judenthumes und treten in den markantesten Zügen noch heute im Leben dieses Volkes hervor. Und wahrlich: wer Sinn und Verständniß für sittliches Wollen und sittliche Größe hat, muß mit staunender Ehrfurcht zu der sittlichen Höhe hinausblicken, die das Judenthum im Verlauf seiner Geschichte erklimmen hat. Was keinem anderen Volke auch nur annähernd gelungen ist und kaum je einem gelingen wird: bei der höchsten Bewerthung des

Einzelnen das möglichst beste und glücklichste Gemeinwohl zu gründen: Das hat das Judenthum bis zu einem gewissen Grade dadurch erreicht, daß es seinem himmlischen Vater zu Liebe Gut und Leben stets dem Gemeinwohl zu opfern bereit war. Aber freilich nur bis zu einem gewissen Grade. Denn trotz der beispiellosen Energie, die die Juden anboten, um ihr Ziel zu erreichen, mußten sie doch bei der Einseitigkeit ihres Strebens auf Grenzen stoßen, an denen alles menschliche Wollen zerstreut. Da nur die Ethik herrschen sollte, hatten die Juden den Kampf gegen die von der Natur den Menschen eingeprägten ästhetischen und logischen Anschauungsweisen aufzunehmen. Und im Kampf gegen die Natur mußten sie unterliegen.

Der in der Bibel immer von neuem auftauchende Abfall der Juden von ihrem Gott und die fast von allen Propheten mit leidenschaftlicher Erbitterung gerügten Frevelthaten dieses Volkes waren im Grunde nichts Anderes als das elementare Hervorbrechen der unterdrückten ästhetischen und logischen Bedürfnisse. Man war es müde, zu einem stets nach Zwecken fragenden, den sinnlichen Genüssen feindlich gegenüberstehenden heiligen und unnahbaren Gott hinaufzublicken. Immer von Neuem brach das unabweisbare Verlangen nach Göttern hervor, die nach gemeiner Menschenart lebten und leben ließen, die das Fleisch nicht verachteten und den Schönheitsinn ihrer Anbeter befriedigten. So sehen wir während des ganzen biblischen Zeitalters die beiden Gegner in gigantischem Ringen gegenüberstehen. Plump der eine, aber von unbesiegbarer und unzerstörbarer Kraft; minder stark der andere, aber schlau und behend mit unerhöflicher Energie dem Anprall des Gegners ausweichend oder, wo es nicht mehr möglich ist, vor ihm sich duckend, um ihn dann rücklings anzufallen. So standen Ethik und Aesthetik einander gegenüber.

In den ersten Anfängen der jüdischen Geschichte bewegte sich der Kampf gegen die Aesthetik noch in engen Grenzen. Man begnügte sich mit der Bekämpfung des dem Natursinn des Menschen entsprungenen Götzenbildes. Als aber das Fleisch sich ungeberdig zeigte und die ihm gesetzten Sranken immer wieder durchbrach, nahm der Kampf an Festigkeit und Ausdehnung zu und artete endlich in eine alle Grenzen des Möglichen überschreitende Raserei aus. Man suchte die Quelle zu verstopfen, aus der die unbesiegbare Neigung zum Götzenbild stieß. Da man ihr nicht beizukommen vermochte, suchte man ihren Einfluß durch Entfernung und Absonderung zu unterbinden. Alles, was nicht ethischen Zwecken diente: die Menschen ringsum, das pulsirende Leben, die ganze Natur wurde für unrein erklärt; sie zu berühren, zu genießen, war erst gestattet, wenn es unumgänglich nöthig wurde, und auch dann nur unter zahllosen Beschränkungen. Den ungeheuerlichen Zustand, in dem das Judenthum vor dem Zusammenbruch seines Staates lebte, zeichnet grell das bittere Spottwort: Sie wollen den Sonnenball reinigen!

Mit dem selben Fanatismus, aber, da der Gegner keinen so schroffen Widerstand entgegensetzte, in etwas milderer Form, wurde der Kampf gegen die Logik geführt. Wenn Jehova sich Israel zum Lieblingsohn auserkoren hatte, so mußte bei diesem winzigen Volk der Wahnsinn sich herausbilden, daß alle Nationen, wie nach damaliger Anschauung die Planeten um die Erde, um Israel sich drehen. Ob sie zu Nacht und Sieg gelangen oder der Schmach und dem

Untergange preisgegeben würden: das Alles hing von dem Interesse Israels ab und von dem jeweiligen Verhältnis, in dem es gerade zu seinem Gott stand. Denn Jehova war nicht nur ein guter, sondern auch ein strenger Vater, der unnachlässig über seinem Liebling, wenn er gefrevelt hatte, die Zuchtrathe schwang. Er führte Nationen als Weibel herbei und verlieh ihnen Macht, den widerspenstigen Liebling zu züchtigen, bis er reuenvollig zu seinem Vater zurückkehrte. Diese Auffassung konnte sich bei den Juden so lange ungestört erhalten, wie sie noch mit einigen nomadischen Räuberbanden ihrer Umgebung sich herumzuschlagen hatten. Da luden sie ihren Jehova, nachdem sie ihn in gute Laune gebracht hatten, auf einen Wagen und zogen mit ihm, unter Pauken- und Trompetenschall, frisch und fröhlich gegen den Feind. Und wenn sie dann siegreich zurückgekehrt waren, stimmten sie ein Loblied auf die Heldenthaten Jehovas an, der sich wieder als den mächtigsten unter den Göttern gezeigt hatte. War aber der Krieg mit ihrer Schmach und Niederlage beendet, so war eben Jehova wegen ihrer Sünden erzürnt und hatte sie züchtigen lassen. Sie brauchten sich also nur ihrem Gott wieder zu versöhnen: dann konnten sie an ihren Bedrückern blutige Rache nehmen.

Aber diese idyllische Zeit sollte nicht lange währen. Am Kreuzpunkte der die ganze alte Welt darstellenden drei Welttheile liegend, konnte Palästina für die Dauer dem Geschick nicht entgehen, in das Gewühl der um die Welt Herrschaft ringenden Nationen hineingezogen zu werden. Eroberer kamen und gingen, zerstampften die Gefilde Israels, machten seine Bewohner tributpflichtig oder schleppten sie in die Gefangenschaft. Nun war die Fiktion von dem unbesiegbaren Jehova nicht mehr so leicht zu erhalten; denn die Thatfachen bewiesen unzweideutig, daß Rah, Bel, Aschur, und wie sonst die Götter der jeweiligen Großmächte hießen, mächtiger waren als der Gott Israels. Und während jedes andere Volk in diesem Fall stets aus den Thatfachen die Konsequenzen zu ziehen gewohnt und zu dem Gott sich bekehrt hat, dem der Sieg zugefallen war, blieb für Israel Jehova nach wie vor Leiter und Lenker der Schlachten, die zwischen den Großen der Erde geschlagen wurden. Er ließ die Völker steigen und sinken, — um Israels willen.

Aber der gemeine Mann vermochte die Rathschläge Jehovas nicht zu ergründen. Das konnten nur einige Auserwählte, denen Jehova von Zeit zu Zeit seine Absichten zu offenbaren pflegte. Die wußten ganz genau, warum die Assyrer die Ägypter, die Babylonier die Assyrer, die Perser die Babylonier schlugen. Das Alles war für und durch Israel geschehen. Und sie wußten auch, wie die Juden sich zu verhalten hatten, um der drohenden Gefahr zu entgehen und den heranziehenden Feind in die Flucht zu schlagen. Sie brauchten nur vertrauensvoll an ihren Jehova sich zu wenden, ihn reuenvoll um Vergebung für ihre Sünden zu bitten und ihm fortan treu und gehorsam zu dienen: und Alles wandte sich plötzlich zum Guten. Doch Israel war von je her ein treuloses, undankbares und verlogenes Volk. So viele Beweise seiner Allmacht Jehova ihm auch schon gegeben und mit so vielen Wohlthaten er es überhäuft hatte: stets war dieses Volk geneigt, Jehova zu verrathen, seine Gebote zu verachten und mit fremden Göttern zu buhlen. Und wenn sie sich demüthig ihrem Gott naheten und ihm Reue und Gehorsam gelobten, trugen sie Heuchelei im Herzen

und Zug auf den Lippen. Niemals hörten sie auf, heimlich Götzen zu dienen, von den Geboten ihres Gottes abzuweichen. Als Warnungen und Drohungen nicht halfen, rief Jehova Völker herbei, um Israel zu züchtigen und zu demüthigen. Und als auch Das nichts half, kannte Jehova kein Erbarmen mehr. Er ließ Israels Männer und Frauen und Säuglinge niedermegeln und die Ueberlebenden in die Gefangenschaft schleppen. Aber als der Joim verbraucht war, erbarmte sich Gott seines Lieblings und führte ihn zurück in sein Land.

Nun war Israel von seinem Trost und Leichtsinn geheilt. Es hatte erfahren, wie unnachlässig und erbarmungslos streng Jehova sein konnte, wenn er zürnte. Und man nahm sich vor, ihn nie mehr zu erzürnen. Spurlos verschwand bald der Götzendienst aus dem jüdischen Leben. Man warf sich mit einem unermüdblichen, kein Opfer scheuenden Eifer auf das Studium der Heiligen Schriften, um die Gebote Jehovas zu erforschen und getreulich erfüllen zu können.

Aber ein tragisches Geschick waltete über Israel. Man mochte noch so peinlich die Gesetze Jehovas beobachten, noch so sehr den Leib kasteien und in Saß und Asche Buße thun: nie wollte es gelingen, das Verhältniß zu Jehova so innig wie in den Tagen der Vorzeit wiederherzustellen. Jehova schien seine Kinder immer mehr zu vernachlässigen. Er ließ sie unter dem Joch der Heiden seufzen, schwachen und zusammenbrechen. Und als das Maß der Leiden voll, der Druck der Griechen und Römer unerträglich geworden war, begann man, an Jehova irr zu werden. Hlobnaturen traten auf und schleuderten Jehova verzeiwelfelte Anklagen ins Gesicht. Treulos und ungerrecht bist Du, riefen sie ihm zu. Wir haben für Dich Alles gethan, was in unseren Kräften lag, wir haben Dir gedient mit Habe und Gut, mit Herz und Seele. Wir haben unser Bestes hingeopfert, um Deinen Namen zu heiligen. Du aber hast Deine Getreuen verkauft, verrathen, hast sie den mordgierigen Heiden erbarmungslos preisgegeben. Und Andere rissen ihm mit bitterem Spott zu: Wache auf, o Herr! Warum schläfst Du? Hörst Du nicht, wie die Heiden toben und höhnen? Wo ist denn der Gott, dem Ihr vertrauet habet, Euer allmächtiger, unbefiegbarer Jehova? Doch solche Verzeiwelfungsausbrüche glichen im Grunde einer Selbstzerfleischung. Jehova war tief in das Herz der Juden hineingewachsen: er war ihr Dorn, ihr Leben. Und wenn sie sich von ihm lohkreihen wollten, mußten sie verbluten, verenden.

So waren die Führer der Juden in der Lage eines Menschen, der, um zu spekuliren, dem Vermögen seiner Mündel anfangs kleinere Summe entwendet, in der guten Absicht, ihr Vermögen zu vergrößern; da aber seine Unternehmungen mißglücken, nimmt er, in verzeiwelfelnder Waghalsigkeit, immer größere Summen, bis er sich und seine Mündel ins Verderben gebracht hat. Mit einer harmlosen, bei den obwaltenden Verhältnissen wohl nützlichen Lüge hatte man angefangen, als man den Juden einredete, der allmächtige Jehova habe sie zu seinem Liebling und Schülpling auserkoren. Und um den Bankerot der ersten Lüge aufzuhalten, mußte man zu immer größeren Lügen greifen. Als es endlich keinen Ausweg mehr gab, wagte man einen Schritt, der für das Judenthum die Ursache Jahrtausende langer qualvoller Leiden werden sollte. Um der lästigen, jedwedes Lügengespinntschonunglos zerschneidenden Kritik der Wirklichkeit zu entgehen, verwies

einen Jüngsten Tag, wo Jehova Generalabrechnung halten und Israel zu Glanz und Herrlichkeit gelangen lassen und seinen Widersachern Schmach und Pein zufügen würde.

Aber auch hierbei blieb man nicht stehen. Man stellte dem einzelnen Juden für seine Leiden hienieden Genugthuung und Belohnung in Aussicht und gab ihm die Hoffnung ins Grab mit, am Jüngsten Tag geweckt zu werden, um an der Herrlichkeit seines Volkes leibhaftig theilzunehmen. Und da es nicht Jedermanns Sache ist, auf so allgemeine, in weiter Ferne liegende Versprechen hin sein Lebensglück zu opfern, wurde auch noch eine zeitlich näher liegende und die individuellen Ansprüche mehr befriedigende Belohnung in Aussicht gestellt. Jehova schrieb genau die Thaten und Leiden jedes Juden auf. Und Jehova war ein guter und genauer Zähler, — im Jenseits, nach dem Tode. Unter solchen zweifelsten Anstrengungen, die Alleinhererschaft der Ethik auf Kosten der Logik und Nützlichkeit zu erhalten, trachtete das jüdische Staatsgebäude in allen Zügen und brach unter Titus schließlich zusammen.

Es ist das Gesetz aller organischen Gebilde, daß sie den benachbarten Gebilden sich anpassen, mit ihnen sich verbinden und nach Bedürfnissen ihrer Funktionkraft in andere, kräftigere Gebilde sich auflösen. Im gewöhnlichen Leben spricht man da von Entwicklung und Tod; der Grieche aber sagt: Alles flieht. Entzieht sich ein Gebilde aus irgend welchen Gründen diesem Fluß, so geräth es in einen Zustand, den man Fäulniß nennt, und diese Fäulniß greift auch auf die benachbarten Gebilde über und bewirkt bei ihnen eine Erscheinung, die man Krankheit nennt. Dieses Gesetz des Werdens und Vergehens gilt allgemein. Pflanze, Thier, Mensch und Staat: sie blühen, entwickeln sich und gehen, wenn ihre Zeit gekommen ist, in andere Gebilde auf. Und nicht nur die Gebilde der Erscheinungswelt, sondern auch alle Idenengebilde, mögen es Meinungen einzelner Menschen sein oder Wahrheiten, die die ganze Menschheit als ewig gültig anerkannt hat: alle müssen, wenn ihre Blüthe und Entwicklungszeit um ist, verschwinden und neuen Meinungen und anderen „ewigen Wahrheiten“ Platz machen. So sehen wir im Verlauf der Menschheitsgeschichte Völker austauschen, die in mächtigem, unaufhaltamen Siegeslauf die Welt durchschreiten und am Ende in andere Völker untertauchen und mit ihren Göttern, Heroen, Ideen und Wahrheiten verschwinden. Tot sind die Ägypter, tot die Assyrer, die Babylonier, Perser, Griechen, Römer; tot ist Alles, was sie verehrt und erbacht haben. Und nie wird es gelingen, die dem Moder entrissenen Mumien und Schriftzeichen dieser Völker für uns wieder lebendig zu machen.

Nur den Juden war es vorbehalten, sich gegen dieses Gesetz des Werdens und Vergehens aufzulehnen und zu ihrem und ihrer Mitmenschen Unglück ihren Auflösungsprozeß Jahrtausende lang aufzuhalten.

Aus dem eigenen Land vertrieben, macht- und schutzlos nach allen Windrichtungen verstreut, hätte jedes andere Volk den unabänderlichen Verhältnissen sich gefügt und von den Völkern, unter die es gerathen war, sich aufsaugen lassen. Nicht so die Juden. Für sie gab es keine unabänderlichen Verhältnisse, kein allgemein gültiges Kausalgesetz. Für sie mußte alles Geschehen einen Zweck haben, mußte der Ausfluß einer sittlichen Ordnung sein. Und das höchste Prinzip der Sittlichkeit war Jehova. Jehova hatte sie zum ewigen Volke auserkoren;

durch seine Propheten hatte er ihnen verkündet, daß Himmel und Erde eher vergehen, als daß sie je aufhören würden, ein Volk zu sein. Und Jehovas Wort mußte in aller Ewigkeit wahr bleiben. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, konnte der Zusammenbruch ihres Staates nur eine Episode sein. Nicht durch die Uebermacht der Römer waren sie besiegt worden, sondern Jehova hatte sie wegen ihrer Sünden für eine Weile aus ihrem Lande vertrieben. Und es lag nah, daß man nun nicht mehr mit den Römern, sondern mit Jehova sich abzufinden hatte. Man brauchte ihn nur durch strenge Befolgung seiner Gebote günstig zu stimmen: und er war bereit, seinen Messias zu senden und seinen Liebling zu erlösen.

Aber die Naturgesetze gleichen dem Fluthen des Meeres und die Menschen gleichen den Kindern, die zur Zeit der Ebbe am Meeresstrand ihre Burgen und Schlösser bauen. Mit Verachtung blicken sie auf das mühevoll errichtete Werk, wie es, auf festem Grund ruhend, stolz in die Höhe emporragt, und wähen in ihrer Unerfahrenheit, daß ihre Gebilde für alle Ewigkeit unerschüttert bleiben werden. Doch ehe man sich versieht, tritt die Fluth an diese Gebilde heran und nagt mit unerschöpflicher Zähigkeit an ihren Grundlagen, bis sie endlich wie ein Kartenhaus zusammenstürzen.

Von einem solchen Geschick hätte auch die Wahnvorstellung von einer allem Geschehen immanenten Zweckmäßigkeit, deren Endziel das Heil Israels war, ereilt werden müssen. Sie wäre bei der Berührung mit der Wirklichkeit zusammengestürzt und hätte das jüdische Volk, das sich von dieser Vorstellung nicht befreien konnte, mit sich in den Abgrund gerissen, wenn nicht die Pharisäer — oder, wie sie später genannt wurden, die Talmudisten — gekommen wären und den Dingen eine neue Wendung gegeben hätten. Man mag die Leistung dieser Männer vom Standpunkte der Kultur und Humanität noch so sehr bewundern und verurtheilen: Bewunderung verdient ihr genialer Blick und die beispiellose Energie, mit der sie ihr Werk in Angriff genommen und vollbracht haben.

Bis zur völligen Auflösung seines Reiches hatte das Judenthum stets an dem Widerspruch gekrankt, daß es Jehova zwar als den Lenker seines Geschicks ansah und dennoch, um selbst sein Schicksal zu gestalten, wie andere Völker gegen den Feind in den Krieg zog. In den Anfängen der jüdischen Geschichte, wo man sich Jehova als einen Feldherrn dachte, der seinem Volk in den Krieg voranzog, kam dieser Widerspruch noch nicht so sehr zum Bewußtsein. Seit der ethische Grundgedanke des Judenthums aber stärker hervortrat und Jehova zum einzigen, unumschränkten Lenker alles Geschehens gemacht hatte, wurde der Widerspruch immer stärker fühlbar. So sehen wir zuletzt Propheten mit der ernststen Forderung auftreten, im Kriegsfall auf jede Selbsthilfe, die nach ihrer Auffassung ein Mißtrauen gegen die Allmacht Jehovas bedeutete, zu verzichten und vertrauensvoll ihr Geschick in die Hand Gottes zu legen. Und da sie zur Unterstützung dieser Forderung auf zahlreiche Thatfachen in der biblischen Geschichte hinzuweisen vermochten, wo Jehova ohne Schwertstreich gewaltige Heere niedergeworfen hatte, fand ihre Forderung, so unsinnig sie auch klingen mochte, immer mehr Beifall.

So lange die Juden noch in ihrem Land waren, konnten sie aber der Versuchung nicht entgehen, da, wo Jehova ihrer Sünden wegen von ihnen sich

abgewandt und sie dem Feind preisgegeben hatte, ihr Heil selbst zu versuchen. Erst nach dem furchtbaren Ende des letzten Aufstandes unter Hadrian wurde die Selbsthilfe für immer aufgegeben und die Partei des Gottvertrauens die allein herrschende. Und diese Partei waren die Talmudisten. Vor mannichfache Aufgaben sahen sie sich gestellt. Die an dem palästinensischen Boden hastenden und an dem Dualismus zwischen Gottvertrauen und Selbsthilfe krankenden Einrichtungen und historischen Ueberlieferungen der Bibel paßten nicht mehr für ein Volk, das verfolgt, verachtet ist und in der Fremde sich umhertreiben und gegen alle Angriffe einzig durch Beugen, Ducken und zeitweiliges Untertauchen sich vertheidigen soll. Und so machten die Talmudisten aus dem in der Bibel mit stropfender Jugendkraft, mit Panzer und Schwert gegen den Feind ziehenden Jehova einen frommen, hypochondrischen Greis, der nichts von seinem Lager aufsteht und jammert, daß er seine Kinder aus ihrem Lande vertrieben habe, der morgens nach der Weise der frommen Juden die Gebetriemen anlegt und seine Gebete verrichtet, der für die Bepflanzung der Seinen sorgt und über das Benehmen eines Jeden genau Buch führt und nach verrichteter Tagesarbeit zur Erholung sich mit Heirathvermittlungen befaßt. Und wie Jehova, erging es allen biblischen Helden. Aus dem in Raub und Kriegszügen ergrauten David wurde ein Mann, der Tag und Nacht in seiner Klausel gehodt und über talmudischen Problemen gebrütet hatte.

Das selbe Schicksal hatten die biblischen Feste. Das ursprüngliche Aehrenfest war schon in einer früheren Periode in ein Passah- und Erldjungsfest umgewandelt worden. Nun wurde auch aus dem Feste der Erstlinge ein Offenbarungsfest, aus dem Posaunenfest ein Tag des Gerichtes. Der Eihertag, dieses achte Solusfest zur Erinnerung an die durch Fasten und Gebete bewirkte Errettung der Juden, wurde als das größte aller Feste gefeiert, während die Erinnerung an die in der jüdischen Geschichte beispiellos dastehenden Heldenthaten der Makkabäer zu dem klang- und sanglosen Fest eines wunderbaren Cellämpfchens herabsank. Alle Einrichtungen und Erinnerungen, die man nicht in diese Solusfestablonne hineinpressen konnte, wie der Opferdienst und die leuitischen und priesterlichen Funktionen und Aemter, wurden einfach abgeschafft oder — wie man vorgab — bis zur Ankunft des Messias aufgeschoben.

Aber damit war nur der von der Vergangenheit überkommene Ballast beseitigt oder durch zeitgemäße Modifikationen brauchbar gemacht. Die Hauptaufgabe war nun, die in zersprengten Haufen und unter den verschiedensten Völkern lebenden Juden so auszurüsten, daß sie von den Wirtshpölkern nicht aufgelogen werden können.

In der richtigen Voraussicht, daß die Juden unter so abnormen Lebensbedingungen einer sehr trüben Zukunft entgegengehen müßten, waren die Talmudisten vor Allem darauf bedacht, den Werth der diesseitigen Lebensgüter auf das niedrigste Maß herabzudrücken. Das Leben hi nieder war nur ein Vorhof für das jenseitige Leben und alles Thun und Leiden in dieser Welt hatte nur dann Werth und Bedeutung, wenn es für das jenseitige Heil fördernd war. Fördernd für das jenseitige Heil waren nicht Reichthum, Macht und Lebensgenuß, sondern ein frommer, bußfertiger Lebenswandel, Wohlthätigkeit und das Studium der Heiligen Schrift. Und weil das jenseitige Leben einen absoluten, das diesseitige

aber nur einen relativen Werth hatte, konnte man da, wo die Nothwendigkeit einer Wahl an den Einzelnen herantrat, keinen Augenblick zögern, das Diesseits für das Jenseits hinzugeben.

War nun jedem Versuch, die Juden auf gewaltsamem Wege von ihrem Gott abtrünnig zu machen, vorgebeugt, so wurde noch durch eine möglichst vollständige Isolirung dafür gesorgt, daß nicht der Nachahmung- und Anpassungstrieb freiwillig bewirke, was der Zwang nicht vermochte. Das biblische Speiseverbot, die Unterjagung der Vermischung mit fremden Völkern wurde so streng verschärft, daß jede nicht rein geschäftliche Berührung mit Andersgläubigen unmöglich war. Alles, was den Goyim heilig war, ihre Gebräuche und Sitten, die Erzeugnisse ihres Geistes und ihrer Hände, wurde für unrein und verdammenwerth erklärt. Man gab schließlich die Parole aus, der Jude müsse stets anders handeln und denken als die Goyim.

Um die Juden unter diesen abnormen Lebensbedingungen geistig und physisch zu erhalten, wurde ihnen das Studium des Talmuds, des aus den verschiedensten griechisch-römischen und persischen Wissens- und Erkenntnißgebieten zusammengerasteten Schatzes, den man von dem Geiste des Solus zerlegen und auffaugen ließ und durch eine vor keiner Willkürlichkeit zurückzukehrenden Interpretation durch die engen, unweghamen Kanäle der biblischen Weltanschauung gepreßt hatte, zur wichtigsten Lebensaufgabe gemacht. Dann wurden sie, die unter den schwierigsten und traurigsten Verhältnissen zu leben hatten, mit einer Menge guter, vernünftiger Lebensregeln versehen. Von der Ansicht ausgehend, daß ein reines, tugendhaftes Familienleben die Grundbedingung der Lebenskraft und Lebensfähigkeit sei, haben die Talmudisten den Vorschriften über die Eheschließung, das Zusammenleben der Eheleute und die Kindererziehung die größte Sorgfalt gewidmet. Nicht Geld und Schönheit, sondern Tüchtigkeit und Tugend sollten bei dem Eingehen einer Ehe entscheidend sein. Der Mann mußte das Weib höher als sich achten; das Benehmen der Eheleute gegen einander sollte ernst und schamhaft sein: doch durfte das freundliche Entgegenkommen, das den Aufenthalt Gottes im Hause ermöglicht, nicht fehlen. Besonders streng wurde das Laster bekämpft. Das achtzehnte Lebensjahr war der letzte Termin für den Junggesellen. Wer bis dahin nicht geheiratet hatte, versiel dem Fluch Gottes. Die Selbstbesetzung war ein ungeheurer Frevel und selbst ein unfittlicher Gedanke schon ein Verbrechen. Verboden war, eine fremde Frau anzusehen oder mit ihr allein im Zimmer zu verweilen. Und wie das Familienleben, wurde auch das Gesellschaftsleben durch einen reinen, gesunden und guten Ton gekräftigt, gehoben und geklärt. Stolz und Uebermuth waren einer Gotteslästerung gleich. Die Lüge wurde als das abscheulichste Laster bekämpft. Freundliches und liebevolles Betragen gegen Jedermann wurde dringend empfohlen. Gassfreundschaft gehörte zu den schönsten Tugenden und Wohlthätigkeit war die Weltstütze. Wer nicht schamhaft, barmherzig und dankbar war, durfte sich nicht zum jüdischen Stamm zählen.

Auch für die Erhaltung der Gesundheit wurde gesorgt. Wer nicht täglich ein Bad nehmen konnte, mußte es wenigstens jeden Freitag thun. Freiwilliges Fasten, der Verzicht auf den Genuß des Fleisches und des Weines ist eine Sünde. Nur dürfen auch nicht die Grenzen der Mäßigkeit und Bescheidenheit überschritten

werden. Der Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems muß durch manche Entbehrungen im Essen und Trinken, in der Kleidung und häuslichen Einrichtung Ausdruck gegeben werden. Sang und Tanz und Festgelage, die zu den rituellen Festlichkeiten nicht gehören, sind untersagt. Hazardspieler sind ihrer Glaubwürdigkeit verlustig und dürfen zu keiner Zeugenaussage zugelassen werden.

Das ist die Entwicklungsgeschichte der Idee des Judenthumes. Diese Idee, die Alleinherrschaft der Ethik zu stabiliren und Aesthetik und Logik, sofern sie nicht für ethische Zwecke zu brauchen waren, rückhaltlos zu bekämpfen, hat alle staatlichen und nationalen Fesseln gesprengt, die Juden von der Natur gelöst und sie dann mit einer Kruste umgeben, die sie von außen gegen jeden Reiz unempfindlich machte und von innen mit so viel Lebenskraft ausstattete, wie nöthig war, um sie in ihrem lethargischen Zustand bis zu der Zeit zu erhalten, da ihr Ideal Wirklichkeit werden konnte. Das war der Entwicklungsgang des Judenthumes bis zum Abschluß des Talmuds. Seit dieser Zeit hat das Judenthum sich nicht mehr entwickelt. Wenn ich vom Judenthum spreche, meine ich nicht die modernen Juden, die mit dem Talmud bewußt oder unbewußt gebrochen und von der jede Entwicklung hemmenden Kruste sich befreit haben, sondern die großen osteuropäischen Judenmassen, die noch streng unter der Herrschaft des Talmuds leben. Menschen, die wie Schatten durch das Leben huschen, die nichts für das Land, in dem sie leben, empfinden, die ihre Wirthsdölker als unreine Geschöpfe verachten, die Sprache, Sitten und Gebräuche und Alles, was diesen Wolkern heilig ist, verabscheuen. Menschen, die das Leben als Wartenraum betrachten und stets darauf harren, wann sie der Messias nach dem Gelobten Lande oder der Tod in die Gefilde der Seligen bringen wird. Diese Menschen, deren Augen verlernt haben, Freude an den Schönheiten der Natur und Kunst zu empfinden, die keinen Sinn für eine harmonische, wohlgeordnete und systematische Gedankenentwicklung haben, die bei allem Empfinden, Denken und Handeln stets nur nach Zwecken fragen, wenn es auch nicht immer gemeine Nützlichkeitzwecke sind, sondern sehr oft gute, edle und heilige Zwecke. Diese Menschen leben oder vegetiren noch genau so, wie sie vor etwa anderthalb Jahrtausenden gelebt haben. Sie sind nicht um eines Fusses Breite vorwärts gekommen.

Vor beinahe achtzehnhundert Jahren war eine kleine Schaar jüdischer Männer in die Welt hinausgezogen. Sie waren arm an Geist, Geld und Ansehen. Und was sie mit sich führten, war einzig eine Idee: die jüdische Idee von der Alleinherrschaft der Ethik, gelöst von allen staatlichen und gesellschaftlichen Banden, gelöst von dem jüdischen Ceremonialgesetz, in dem diese Idee, um sich nicht zu verflüchtigen, eingeengt gelebt hatte, dafür aber in einen mystischen, jeden natürlichen und vernünftigen Keim erstickenden Dunst gehüllt. Mit dieser Idee zog die kleine Schaar hinaus, um das gewaltige, mächtige Römerreich über den Haufen zu werfen und Alles, was eine Jahrtausende alte Kultur erdacht und geschaffen, zu vernichten. Anfangs unbeachtet und verspottet, wurden sie endlich, als die Gefährlichkeit ihres tollkühnen Unternehmens bemerkt wurde, mit Feuer und Schwert verfolgt. Aber ihre Idee spottete aller Gewaltmaßregeln. Immer stärker wurde ihr Ansehen, ihr Anhang, ihre Macht, und ehe ein Jahrtausend vergangen war, hatten sie die mächtigsten Reiche besiegt, deren Götter und Denker

und Künstler in den Staub gezerzt, hatten sie den Riesenleib der indogermanischen Völker gebändigt, gezähmt und seine ungeschlachten Glieder in ein jede freie und natürliche Bewegung und Entwicklung hemmendes Gewand gezwängt.

Doch was bei dem jüdischen Volk, das von Hause aus nach der Ethik hinneigte, noch nach Jahrtausende langen verzweifelten Kämpfen und unter Anwendung der ungeheuersten Mittel kaum gelungen ist, Das konnte bei den indogermanischen Völkern, deren Grundwesen ein ästhetisches ist und die, wenn sie erst zu reflektiren beginnen, zuerst an die Logik und zuletzt an die Ethik sich wenden, unmöglich für die Dauer gelingen. So sehen wir denn diesen ungeschlachten Riesenleib sich recken und strecken und aus der Zwangsjacke hinauswachsen. Und so oft eine Naht geplatzt ist, kommen die Hüter der jüdischen Idee mit Nabel und Zwirn hinterhergelaufen und suchen sie wieder zusammenzunähen; wenn es nicht mehr geht, stücken sie dem Gewande einen Lappen nach dem anderen an. Aber all ihre Mühe ist eitel und vergebens. Schon hängt das Gewand nur noch lose, in Fetzen, an dem indogermanischen Körper: die Zeit, wo diese Fetzen ganz abgestreift werden, kann nicht mehr lange ausbleiben.

Welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser Betrachtung für die modernen, vernünftig denkenden Juden?

Ein strenggläubiger Talmudjude würde sagen: „Ich weiß, daß ich gegen den Zeitgeist, die Kultur und Natur lebe, aber ich pfeife auf Euren Zeitgeist, Eure Kultur und Natur: ich will so leben, wie es mir paßt!“ Diesen Mann kann man vielleicht bebauern, aber mit Vernunftgründen ist ihm nicht beizukommen, da er genau nach dem Gesetz der Willensidentität denkt und handelt.

Ihr modernen Juden aber, die Ihr mit der Kultur fortschreitet und nach den Gesetzen des Landes, dem Ihr angehört, lebt und dennoch Juden bleiben wollt, Ihr gleicht dem des Rechnens Unkundigen, der zweimal Zwei Fünf sein läßt. Ihr kennt eben das Judenthum nicht und glaubt deshalb, es sei mit Dem, was Ihr wollt, zu vereinigen. Ihr kommt in die Schule. Wenn Euch die Natur nicht zufällig mit einer arischen Nase ausgestattet hat, werdet Ihr bald die schmerzliche Erfahrung machen, daß Eure arischen Kameraden von Euch abrücken. Aber ich will annehmen, ein anständiges Gesicht und anständige Manieren haben Euch geholfen, mit Euren Mitschülern in ein leidliches Verhältniß zu kommen. Dieses leidliche Verhältniß wird, sobald Ihr auf die Universität gelangt, ein jähes Ende nehmen. Selten wird ein Corps oder eine Burschenschaft sich bewegen lassen, Euch aufzunehmen. Und wie bei den Kommilitonen, so geht es Euch beim Militär, bei jeder Bewerbung um irgend ein Staatsamt, in allen Berufsclassen und Gesellschaftschichten, im öffentlichen und im Familienverkehr. Ueberall werdet Ihr hinausgedrängt, höflich oder schroff, je nach dem herrschenden Ton. Ich frage Euch nun: Wie könnt Ihr, die Ihr doch gute Patrioten und mit einer modernen Bildung und mit modernen Ehrbegriffen ausgestattet seid, unter solchen schmachvollen Verhältnissen leben? Und wie denkt Ihr aus diesem elenden Zustand herauszukommen?

Ihr antwortet, dieser Zustand sei von irgend einer Person oder Strömung künstlich hervorgerufen worden und müsse daher mit dem Verschwinden dieser Person oder Strömung aufhören. Aber wie erklärt Ihr, daß dieser Haß — offen oder versteckt — noch heute fast in allen Ländern, wo Ihr in erheblicher

Zahl vorhanden seid, vorherrschend ist? Und wie erklärt Ihr die unbestreitbare Thatsache, daß zu allen Zeiten und überall, wo Ihr mit anderen Völkern in „Bekehrung gekommen“ seid, „dieser Völk“ „eure unter den verschiedensten Namen, Formänden und Formen gelebt hat? Oder ist Euch die Nehmlichkeit der jüngsten Morde in Rußland mit den Exzellen in Speier, Worms und Mainz, in Marokko, Fez und Tunis, im Mittelalter und in der Neuzeit, in Alexandrien, Antiochien und Cypern im Alterthum nicht aufgefallen? Habt Ihr nie die Nehmlichkeit zwischen der Sprache eines Stocker, eines Luther und Apion und Haman bemerkt? Meint Ihr wirklich, das Alles sei nur künstlich gemacht worden?

Ihr seid Optimisten und glaubt, trotz allen Gegenständen, an ein ereinstiges Aufhören dieser Abneigung. Aber wie denkt Ihr Euch denn Eure Zukunft? Erwartet Ihr einen Messias, der Euch nach dem Lande Eurer Väter zurückführen soll? Ihr habt diesen Wunsch ja aus Euren Gebetsbüchern gestrichen und die Wenigen, die es noch nicht gethan haben, gestehen offen, daß sie in ihrem Vaterland bleiben wollen und daß sie, wenn sie zu Gott beten, er möge sie nach Zion zurückführen, es nur symbolisch meinen. „Aber“, sagt Ihr, „wir haben die Mission, der Menschheit den wahren Monotheismus beizubringen.“ Ich will hier nicht auf den Werth und die Berechtigung dieser Mission eingehen. Ich will nicht untersuchen, ob der Monotheismus die Kultur der Menschheit mehr zu fördern vermag als die Trinität. Ich frage nur: Wann habt Ihr je diese Mission praktisch ausgeübt? Vor achtzehnhundert Jahren zogen einige Männer aus Eurer Mitte in die Welt hinaus, um Eure Idee zu verbreiten. Das war aber gegen Euren Willen geschehen und Ihr protestirt ja noch heute gegen dieses Unternehmen. Dann habt Ihr im Mittelalter den abendländischen Völkern einen in Vergessenheit gerathenen Gedankenschatz übermittelt. Aber dieser Gedankenschatz war kein jüdischer, auch kein semitischer, sondern ein arischer: es waren die Schriften des Aristoteles. Seit dieser Zeit aber habt Ihr keinen Einfluß mehr auf das Kulturleben der Menschheit geübt.

Oder ist etwa der Sinn Eurer Mission erfüllt, wenn Ihr Euch an jede neuentstandene Bewegung herandrängt und sie durch Euer Mitreden und Mitthun zu Grunde richtet?

Der Liberalismus war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein kräftiger Sproßling, der vielleicht manche gute Frucht getragen hätte. Da kam Ihr ungerufen heran, hinget Euch wie Kletten an ihn, mit Eurer Noth, Eurem Sehnen nach Emanzipation und bürgerlicher Gleichstellung, bis er unter Eurer Last zusammenbrach. Und meint Ihr, daß es der Sozialdemokratie, dem Börsen- und Zeitungswesen unter Eurer Mitbetheiligung besser ergehen wird?

Aber Ihr sagt: Was bisher verabsäumt wurde, kann ja in der Zukunft geschehen; wir wollen zeigen, welche Kultur- und Wissenschaften wir mit uns herumtragen! Gut. Aber wie wollt Ihr denn bis zu der Zeit, da die Menschheit zu Euch mit ehrerbietiger Bewunderung heraufblicken wird, Euch erhalten?

Wenn ein Ghettojude auf der Straße geht und ohne jegliche Veranlassung von dem Goy mißhandelt wird, so weiß er genau, warum er mißhandelt wird: weil er eben im Gokus ist und weil er von dem Goy gar nichts Anderes als Mißhandlungen erwartet. Und wenn er wie ein wildes Thier gehetzt, gejagt und erschlagen wird, so scheidet er von dannen mit dem genugthuenden Bewußt-

sein: für Alles, was er hienieden gelitten, im Jenseits reichlich belohnt zu werden. Welche Genußthung könnt Ihr Euren Kindern für die Schmach und Zurücksetzung, die sie täglich erliden müssen, bieten? Könt Ihr sie mit einer jenseitigen Belohnung vertrösten, da Ihr ihnen zu Hause und in der Schule die Meinung beigebracht habt, daß sie eben solche Menschen sind wie die anderen und daß sie das selbe Recht haben, hienieden zu leben und zu genießen wie die anderen? Und wenn Ihr sie auch mit einer jenseitigen Belohnung vertrösten wollt: meint Ihr, daß Ihr, die Ihr Euren religiösen Pflichten nicht nachkommen könnt und wollt, Anspruch auf eine jenseitige Belohnung habt? Ihr entweiht ja den Sabbath, sehet Euch über die Speiseverbote und über so Vieles, was geschrieben steht, hinweg, und wenn Ihr nach talmudischem Maß gerichtet würdet, hättet Ihr im Jenseits nur Hölle und Verdammniß zu erwarten.

Ihr sagt: Wir haben ja mit dem Talmud nichts mehr zu thun; wir leben nach der Bibel. Nun, Ihr kennt wohl die Geschichte von Uriel Aosta, dem Marannen, der von Porto nach Amsterdam sich geflüchtet hatte, um hier zur Religion des Alten Testaments frei sich zu bekennen, und der, als er nach seinem Uebertritt entdeckte, daß die Religion der amsterdamer Juden der Religion des Moses und der Propheten nicht ähnlich sei, Värm schlug und die Pharisäer, die er mit Recht für die Urheber des amsterdamer Judenthums hielt, in Wort und Schrift als Betrüger und Fälscher anklagte. Dieser gute Mann war so naiv wie Ihr. Für ihn war Alles, was seit der Zeit, da die Israeliten in der Sinaihalbinsel sich herumtrieben, bis sie nach Amsterdam gekommen waren, sich zugetragen hatte, spurlos vorübergegangen. Er kannte nicht das Gesetz des Werdens und Vergehens, nach dem nicht bloß die Menschen, sondern auch ihre Ideen und Einrichtungen, und wenn sie noch so offenbar den Stempel Gottes tragen, mit der Zeit verwellen, vergehen müssen. Und er glaubte deshalb, die selben Einrichtungen und Anschauungen, die für Palästina vor vielen Jahrtausenden pakteten, müßten auch für Amsterdam passen.

Ihr fragt: Was sollen wir denn thun?

Tauchet unter, verschwindet! Verschwindet mit Euren orientalischen Physiognomien, dem von Eurer Umgebung abstrichenden Wesen, Eurer Mission und vor Allem mit Eurer ausschließlich ethischen Weltanschauung. Nehmet die Sitten, Gebräuche und die Religion Eurer Wirthsdölker an, suchet Euch mit ihnen zu vermischen und sehet zu, daß Ihr spurlos in sie aufgethet.

Ihr meint, Das sei leichter gesagt als gethan. Aber, Ihr guten Leute, glaubt Ihr denn, daß ein Volk, das vor vielen Jahrtausenden von der Heerstraße der Menschheit abgewichen ist und sich seitdem immer weiter von der Straße entfernt hat, mit einer Wendung auf diese Heerstraße zurückgelangen kann? Wenn Ihr mit noch so ernstem Willen und noch so großer Energie diesen Auslöschungsvorgang unternimmt, werden noch viele Generationen vergehen und Ihr werdet Euren Wirthsdölkern noch so manche Verdauungsbeschwerden verursachen, bis Ihr spurlos verschwunden seid. Doch einmal muß der Anfang gemacht werden, in Eurem Interesse und im Interesse der Wirthsdölker, die, wenn sie nicht an Euch zu Grunde gehen sollen, Euch früher oder später einmal verdauen müssen.

Saget nicht: Wir wollen unsere Kinder nicht mit einer Lüge in die Welt schicken. Mehr Lug und Trug und Unglück, als Ihr bisher Euren Kindern auf

den Weg mitgegeben habt, könnt Ihr ihnen nicht mehr geben. Ihr habt sie religiöse Bräuche gelehrt, die sie nicht ausüben können. Ihr liehet sie Gebete verrichten, an die sie nicht glauben. Ihr habt mitverschuldet, daß ihr kindliches Gemüth durch Schmach und Hohn und Zurücksetzung früh verbittert und vergiftet wurde. Wie könnt Ihr da von einer Lüge sprechen, die Ihr den Kindern ersparen wollt? Oder meint Ihr, daß Eure Offenbarungsgeschichte wahrscheinlicher klingt als die christlichen Dogmen?

Und saget nicht: Wir wollen nicht eine Religion unterstützen, die durch den Fortschritt der Menschheit bald überwunden sein wird. Gewiß: früher oder später werden die arischen Völker die semitische Zwangsjacke abstreifen. Das aber ist eine Sache, die diese Völker unter sich abzumachen haben. Drängt Ihr Euch aber an diese Bewegung heran, so werdet Ihr sie in Mißkredit bringen und für lange Zeit hemmen.

Sehet zu, daß Ihr Euren Wirthvölkern gleich werdet! Sehet zu, daß Ihr die aus der Logik, Aesthetik und Ethik resultirende Linie erreicht, die die Civilisation bezeichneth und auf der Eure Wirthvölker, trotz ihrem Christenthum, fortschreiten: dann erst blühet Ihr mitreden und mitthun! Um aber diese Linie zu erreichen, müht Ihr als Juden untertauchen und spurlos verschwinden.

Lemberg.

Dr. Elias Jakob.



## Die Frage.

Der Abend, der in weher Pracht verblutet,  
 Rührt Deine Seele stets mit gleicher Frage.  
 Denn täglich sinkst Du mit dem toten Tage  
 Ins Dunkel nieder, das das All umfluthet,

Bist eingefangen in dem summen Ringe,  
 Ein flackernd Licht im fahlen Weltraume,  
 Und spürst nur, horchend aus verwirrem Traume,  
 Die noth'ge Fluth der unnennbaren Dinge.

Nimmst Du ein einzeln Ding aus Deinem Leben  
 Und wägst es prüfend in der hohlen Hand,  
 Du fühlst darin das große Dunkel beben;

Und jedes ist zu neuen Wandern Welle,  
 Sanft hingewiegt zu jenem lehten Strand,  
 Doch Weg ist Alles: keines ist die Schwelle.

Wien.

Stefan Zweig.



## Selbstanzeigen.

**Poetenphilosophie.** Verlag von Georg Müller in München.

Dieses Werk will nicht von Anderen vernommene Wahrheiten in schönrednerischer Form wiederbringen und will auch nicht das Gold bedeutender Denker, in kleine Münze umgetauscht, der Aufnahmefähigkeit der Menge anpassen. Es will allgemein verständlich sein im edlen Sinn und eigen Bedachtes anschaulich zum Ausdruck bringen. Es vermeidet jeden Schein von Gelehrsamkeit und läßt den Kundigen doch durchblicken, was der Verfasser von Anderen gelernt, bevor er seinen eigenen Weg eingeschlagen hat, um dem Ursprung von Etwas nach zu kommen, das schon von so Vielen als gefunden bezeichnet wurde. Ich meine den Ursprung der Ethik, die Entstehung unserer Moralgefühle. Als Idee durchzieht mein Werk: die Entwicklung des Gottmenschlischen aus dem Thiermenschlischen und das Ideal des reinen Christenthumes. Der erste Theil enthält die allgemeine Darstellung dieser Idee, deren genetische Entwicklung erst der zweite Theil bringt.

Brag.

Wilhelm Fischer.

**Grashalme.** Von Walt Whitman. Deutsch von Karl Federn. Verlag von J. C. C. Bruns in Minden.

Geflüster vom himmlischen Tod.

Geflüster vom himmlischen Tod höre ich murmeln,  
 Sippengeschwätz der Nacht, hauchgleiche Ehorde,  
 Schritte, die leise hinaufsteigen, einen mystischen Windhauch wehen, sanft und tief,  
 Ein Wellenkräuseln auf ungesesehenen Flüssen, das Schwellen eines Stromes, der  
 flutet, ewig flutet.

Oder ist es ein Plätschern von Thränen? Die unermesslichen Wasser menschlicher  
 Thränen?

Ich sehe, ich sehe zum Himmel empor, sehe große Wolkenmassen,  
 Dülster, langsam rollen sie hin, schwellen schweigend an, verschwimmen in einander  
 Und von Zeit zu Zeit wird ein halb getrübbter, trauriger, fernher Stern  
 sichtbar und wieder unsichtbar.

Mir aber erscheint es ein Kreischen, eine feierliche unsterbliche Geburt.

An fernen Grenzen, die kein Aug' durchdringen kann,

Schreitet eine Seele ins andere Land!

Der Fregattvogel.

Du, der die ganze Nacht schlief auf dem Sturm  
 Und nun erfrischt erwachst auf Deinen Wunderschwingen, —  
 Raste der Sturm? Du stiegst hoch über ihn empor  
 Und ruhest auf der blauen Luft, der Skavin, die Dich wiegte.  
 Nun wie ein blauer Punkt, der hoch im Himmel schwebt,  
 Erscheinst Du wieder,  
 Da ich, zum Licht empor aufs Deck gestiegen, nach Dir blicke,  
 Ich selbst ein Fleckchen nur, ein Punkt im weiten All.  
 Weit, weit auf hoher See,  
 Nachdem die wilde Fluth der Nacht mit Trümmern den Strand bestreut,

Und nun der Tag so froh und heiter wiederkehrt,  
Mit rosig schwebender Dämmerung und flammernder Sonne  
Und seiner morgenklaren blauen Luft,  
Erscheinst auch Du mir wieder.

Der Du mit Himmel und Erde ringst, Orkan und Meer,  
Du Schiff der Luft, das nie die Segel streckt,  
Der Du Tage, Wochen unermüdet schwebst, durch Länder und Reiche kreisend,  
Der Du beim Dämmern schaust den Senegal, beim Morgenraun Amerika,  
Der Du bei Bligen spielst und Donnerwolken,  
O Du, Du Vielerfahrener,  
Wenn Du meine Seele hättest,  
Welche Freuden wären Dein!

Karl Federn.

**Der Kampf der Geschlechter.** Wiener Verlag. 1904. 2 Mark.

Ich habe versucht, den Kampf, den Mann und Weib um den geschlechtlichen Besitz ohne bindende Verpflichtung und um die Ehe führen, aus seinen psycho-physiologischen und wirtschaftlichen Elementen zu erklären.

Wien.

Philipp Fren.

**Lieder aus dem Minnstein.** Zweiter Band; gesammelt von Hans Ostwald, verlegt von Karl Henschel, Berlin und Leipzig. 1 Mark.

Den Freunden dieser Lieder versprach ich eine Ergänzung, einen zweiten Band. Hier ist er. Und ich glaube, er ist nicht schlechter als der erste. Ich denke sogar, er ist besser, ursprünglicher und interessanter. Konnte ich im ersten Band nur Proben des Volklichen bringen, so ist es mir jetzt vergönnt, mit Liedern aufzuwarten, die zum größten Theil aus dem Herzen und dem Munde des Volkes stammen. Der überreiche Eingang solcher Gedichte hat mich überzeugt, daß die Quellen des Volksliedes noch nicht völlig versandet sind. Alles, was ich von früher her besah und was mir zugesandt wurde, konnte ich auch diesmal nicht veröffentlichen. Manches war eben doch zu stark. Trotzdem glaube ich, daß Lieder wie der „Schnapshimmel“, „Im wiedner Spital“, die Lieder der Orientkunden und viele andere aus Pennen, Rastheimen und von der Straße einen ausreichenden Einblick in die Volksseele geben. Den moralischen Schnüfflern und Heuchlern sei gleich hier gesagt, daß das Buch nicht für sie bestimmt ist, daß diese Lieder rein aus psychologischem und ästhetischem Interesse gedruckt wurden und daß schmutzige Lästlinge und ähnliches Gelichter hier nicht auf ihre Rechnung kommen sollen. Der erste Band hat neben Freunden auch Feinde gefunden. Einige Herren, darunter alte Literaturkönige, die in ihrer Jugend zu Lutetia und deren Töchtern schworen, glaubten, sich ein Verdienst um die Moral erwerben zu müssen. Sie nannten das Buch zotig. Nun ist man ja gewöhnt, daß Greise ihre Jugend vergessen. Aber wegen zwei, drei berber Lieder einen Band, der hundert Gedichte bringt, zotig schelten: Das ist doch ein Bißchen viel. Eine Benugthuung war mir, daß die ersten deutschen Dichter meinen Versuch lobten und manche sogar meinten, das Buch werde jedem späteren Kulturhistoriker unentbehrlich sein.

Großlichterfelde.

Hans Ostwald.

## An Wilhelm Winternitz.

Hochverehrter Altmeister!

Die Wasserheillehre, die erst durch Ihre Achtung gebietende Kunst und wissenschaftliche Begabung für unser Zeitalter wieder zu der ihr gebührenden Bedeutung und Verwerthung gelangen konnte, sieht in Ihnen mit Recht einen Schöpfer und Begründer. Denn Sie waren es, der in rastloser Arbeit die unüberbrückbar erscheinende Kluft zwischen Theorie und Praxis für das Wasserheilverfahren an den wichtigsten Uebergangsstellen schloß. Wenn wir heute wenigstens in den bedeutsamsten Grundfragen für die Anwendung des Wassers in der Heilkunde einen ersten gangbaren Weg von der Betrachtung zur Verwerthung hergestellt sehen, so verdanken wir ihn Ihrem mittelbaren wie unmittelbaren Wirken.

Deshalb muß die Geschichtsschreibung der Heilkunde Ihren Namen festhalten, als einen Punkt in der Entwicklung, an dem alte, wiederaufgenommene Ueberlieferungen zusammenfließen, um, in ein neues Bett geleitet, ihre befruchtende Kraft den Forderungen einer gewandelten Zeit dienstbar zu machen. Denn wenn die Verwendung des Wassers zur Pflege und Behandlung leidender Menschen auch schon sehr früh durch Instinkt und Empirie in Aufnahme gebracht und spät erst von beobachtenden und abwägenden Ärzten zu einem rationellen Verfahren ausgestaltet wurde, so war es diesem in seiner Einfachheit werthvollsten Hilfsmittel nicht beschieden, den ihm gebührenden Rang in der Heilkunde sich erhalten zu können. Immer wieder vergessen, kehrte es auch immer wieder auf dem selben Wege in den Dienst der kranken Menschheit zurück. Stets hob ein einsichtreicher, im Zusammenleben mit der Natur still und voraussetzunglos beobachtender Laie den weggeworfenen Schatz ans Tageslicht, von Vorurtheilen freie und weitsichtige Ärzte entrückten ihn dem Kreis abergläubigen Wahnes und münzten seinen Werth für die Noth des Leidens, für das Bedürfniß gesteigerten Anspruchs an das Leben im Alltag.

Wer wohl der erste Laie war, der den vorgeschichtlichen Ärzten den Weg wies? Welche Umstände mögen Hippokrates und Asklepiades für die praktische Verwendung des Wassers nach theoretischen Erwägungen gewonnen haben? Mehrfach giebt die Geschichte Aufschluß über die Wiederkehr solcher Ereignisse. Zweimal kam in das kaiserliche Rom, gleich einer Heilsbotschaft aufgenommen, die Verkündung von den Segnungen der „Psychroluë“, der Behandlung des kranken, der Pflege des gesunden Organismus durch innerlichen und äußerlichen Gebrauch des Wassers. Den Augustus rettete, als alle ärztliche Kunst versagt hatte, die berühmt gewordene „Wasserkur“ seiner freigelassenen Nasa aus schwerem Siedthum; unter Nero brachte Charmis aus Massilia die wieder halb vergessene Kunst zu neuer Blüthe. Unter den

Ärzten, die hier große Verdienste sich erworben, steht in vorbestirter Reihe Antyllus, der für uns die Tradition des Asklepiades fortsetzt und das Wasser in allen erdenklichen Formen und Anwendungsweisen empfiehlt und beschreibt.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, hier eine Geschichte der Wasserheilkunde zu schreiben und das Werk fortzusetzen, das der alte Dertel in so verdienstvoller Weise begann. Ich sehe nur in Ihrem Namen, verehrter Meister, die Reihe einer großen Zahl kühner und ernst strebender Männer fortleben, die im Dienst richtig erkannter Wissenschaft und am rechten Ort geübter Humanität sich über die Vorurtheile von Schulen, Theorien und Autoritäten hinweg emporzuheben verstanden, ihrem Wirken Sieg und Anerkennung zu erarbeiten. Deshalb seien in dankbarem Gedenken neben dem Ihren die Namen einzelner von diesen Männern, die nur in Biographien oder im engsten Kreis der Fachgelehrten noch genannt werden, unerdienter Vergessenheit entriffen. Mancher dieser Namen, der wegen anderer Verdienste weiterlebt, wie Ambroise Paré, Huseland, Currie, Friedrich Hoffmann, Hahn Vater und Sohn, Sanchez, erinnert uns daran, daß selbst von den Großen und Größten gewonnene und gelehrte Erkenntnisse immer wieder verloren gehen, bis Kleinere, oft Vergessene, in stiller Arbeit den Sieg vorbereiten helfen.

Der große Friedrich Hoffmann hat schon vor bald zweihundert Jahren gesagt: „Wenn in der Natur es irgend ein Heilmittel giebt, das auf den Namen einer Universalmedizin Anspruch machen kann, so ist es das Wasser allein.“ Denn es sei für alle Personen und Zeiten geeignet und das beste Präservativ gegen alle Krankheiten. Und doch mußten nach Hoffmann erst wieder die Engländer Floyer und Jackson, die Italiener Todaro, Bernardo und Crescenze, der Franzose Tissot, die Deutschen Zimmermann, Dertel, Horn, Bischoff, Pfeuffer, Fröhlich, Rasse, Reuß, Hildebrand, Bittschaft und Andere auftreten und arbeiten, damit — für eine leider nur allzu kurze Spanne Zeit — der Hydratik ein Theil des ihr gebührenden Einflusses zurückerobert werden konnte.

Der stete Wechsel in den ärztlichen Anschauungen vom Wesen des kranken Menschen und von der Wirksamkeit der Mittel führte im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts bald wieder den Verfall der Lehre vom Wasser als „Heilmittel“ herbei. Von skrupel- und kritiklosen Geldjägern wurde die uralte Lehre ausgebeutet, das Wasser zu kümmerlichem Dasein als Hausmittel im Vorrath der täglichen Praxis verurtheilt, so daß es hinter neuere therapeutische Empfehlungen approbirter Systeme zurückgestellt werden konnte. Burckard Cble, der Sprengels Lebenswerk weiterführte, durfte erklären: „Und so geschah es nun, daß die sogenannte neue Wasserheilkunde, den Weg der Vernunft und des Heiles verlassend, sich förmlich zu emanzipiren, als eigene, für fast alle Krankheiten, ohne Unterschied, passende und ausreichende, also universale Heilmethode zu gestalten versuchte und, als wür-

diges Seitenstück zur Homöopathie, hauptsächlich in Deutschland blühte, zur Freude der geldgierigen und gewissenlosen Aerzte, aber auch zum wahren Bedauern der echten Diener der Heilkunst.“ Er weist die „moderne Hydropathie“ seines Zeitalters mit Fug in den Bereich der *medicina magica*.

Als diese Sätze geschrieben wurden, war aber schon der Keim neuen Lebens entstanden. Was Vincenz Priessnitz der Heilkunde geschenkt hatte, war lange von treulosen Dienern verschleudert worden. Die ernste Wissenschaft war nun an der Arbeit, das gewissenlos verthane Erbgut wieder nutzbar zu machen. Schreiber, Fleury, Kuechenmeister, auch Ziemssen und viele Andere retteten in systematischer Arbeit Stück vor Stück. An die Bedeutung des Stettiners Brand, an den Einbruch der urwüchsigsten Handwerkerfertigkeit des Pfarvers Kneipp in die zünftige Medizin braucht heute kaum erinnert zu werden; diese Ereignisse haben sich ja vor unseren Augen abgespielt.

Das Erträgniß dieser ganzen umfassenden Arbeit haben Sie, verehrter Meister, seit Jahrzehnten in umsichtigster Weise zu verwalten verstanden. Sie haben mehr gethan: Sie haben den Besitz vergrößert, indem Sie den Theil unserer technischen Hilfsmittel, den uns die Anwendung des kalten Wassers liefert, zu höchster wissenschaftlicher, nicht nur praktischer Verwendbarkeit ausgestalteten. Damit haben Sie sich den Preis der Führerschaft auf einem gewaltigen Theilgebiete der Heilkunde erworben.

Mit Freude und Genugthuung leisten wir — ich und meine Schüler — deshalb Ihrer uns ehrenden Erlaubniß Folge, an Ihrem Blatt mitzuarbeiten; und wir hoffen, zum weiteren Ausbau der Kenntnisse von der Verwerthbarkeit des Wassers zur Behandlung kranker Menschen zunächst durch Kasuistik ein Weniges mit beitragen zu können. Denn es ist kein Zufall, daß auch wir, trotzdem wir natürlich alle der ärztlichen Kenntniß und Erfahrung zur Verfügung stehende Hilfsmittel benutzen — von der Drogue bis zum chemischen Kunstprodukt, vom mechanischen Kunstgriff bis zum Messer, von der Krankenpflege bis zur systematischen Regelung aller subjektiven und objektiven Wechselbeziehungen im Organismus und in der Lebensbethätigung unserer Kranken —, daß auch wir im Wasser einen der wichtigsten Behandlungsfaktoren gefunden haben. Da unsere erste Pflicht sein muß, eine Möglichkeit zu finden, die uns erlaubt, das Minus, den Defekt an dem kranken Menschen auszugleichen, durch den er sich von seinem Verhalten in gesunden Tagen unterscheidet, sind wir zunächst genöthigt, in erster Linie den gesammten und den lokalen Kreislauf und alle Funktionen zu unterstützen, zu ergänzen, womöglich zu steigern. Diese Absichten brachten uns immer mehr dazu, in dem Wasser ein ausgezeichnetes, fast nie versagendes Hilfsmittel zu sehen. Nur darf man seiner Anwendung die Grenzen nicht nach Pedantenart eng ziehen. Temperatur und Aggregatzustand, Dauer der Applikation, Wahl, ob sie lokal oder auf größeren Flächen

angewandt werden soll, Abstufungen in der Häufigkeit der Verwendung: all diese und ähnliche Fragen sind, je nach dem Bilde, das uns das erkrankte Individuum bietet, zu beantworten. Ort, Tages- und Jahreszeit, allgemeiner und augenblicklicher Zustand des Kranken spielen dabei eine in erster Linie zu berücksichtigende Rolle. Hier entscheidet das Können des Arztes, der mit raschem Blick zu ermitteln hat, wie die für den Einzelfall günstigsten der Erfolg versprechenden Bedingungen am Besten zu erreichen sind. Mit den einfachsten Mitteln können wir ja auf sehr verschiedene Weise einwirken. Für eine große Anzahl unserer Kranken haben wir die lokale Hyperämie mit ihren brauchbaren Folgen unter mannichfach abgestuften Bedingungen in Anwendung bringen gelernt. Die Fälle der Versuche lehrte uns das Wasser als das am Leichtesten anwendbare, den meisten Anforderungen entsprechende Mittel erkennen. Wenn wir auch zwischen Warm und Kalt hier, was die Einwirkungen anlangt, keinen grundsätzlichen Unterschied machen, so hat uns doch die Erfahrung gelehrt, daß die höheren und höchsten Temperaturen bei der von uns bevorzugten lokalen Applikation die besten Dienste leisten. Auch hier fühlen wir uns, im Kleinsten wie im Größten, als Ihre dankbaren Schüler.

Großlichterfelde.

Professor Dr. Ernst Schweningen.



## Sachverständige Richter.

**I**n Frankfurt am Main ist vor einigen Monaten ein Verein entstanden, der sich Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung nennt und nach einem sehr löblichen Ziel strebt. Nicht eine Anstalt für die studirende Jugend ist geplant, sondern die Unterweisung reifer Männer, die als staatliche oder städtische Beamte, als Richter oder Anwälte, Berg- oder Maschinen-Ingenieure, Elektrotechniker oder Chemiker schon im Erwerbsleben stehen und für irgend eins der vielen Rädchen im Mechanismus moderner Volkswirtschaft verantwortlich sind. Der Wunsch, solchen Verein zu gründen, ist aus der traurigen Erfahrung hervorgegangen, daß in all den aufgezählten Berufen oft nur wenig Verständnis für die Existenzbedingungen der Menschen zu finden ist, deren Wohl zum erheblichen Theil von ihnen abhängt. Vom Main kam uns manchmal schon das Licht. Aus Frankfurt stammen Goethe, Rothschild und die beliebten Würstchen, in Frankfurt tagte das Paulskirchenparlament, wurde nach dem großen Krieg der Friede geschlossen und neulich erst eine kubanische Anleihe zugelassen, die den Enkeln der Achtundvierziger Gelegenheit bot, mit hoher Genehmigung der Deutschen Bank ihrem bewundernden Gefühl für ein Volk von Freiheitkämpfern an der Borse klingenden Ausdruck zu geben. Trotz Alledem eignet sich Frankfurt schlecht für die Zwecke des neuen Vereins: nur in Berlin könnte er gedeihen; und auch hier nur, wenn er auf die Festsetzung eines Treffpunktes weniger Werth legt

als auf die Propaganda für seine Grundidee. Wie richtig diese Idee ist, wurde mir wieder klar, als in der vorigen Woche so viel über den gegen die früheren Direktoren der Pommernbank geführten Prozeß gesprochen wurde. Man muß bedauern, daß wir von diesem Prozeß eigentlich nur hören, wenn eine Sensation zu melden ist, sonst aber beinahe nichts erfahren. Zwar ist die Oeffentlichkeit nicht ausgeschlossen, die Thür zum Schwurgerichtssaal nicht gesperrt; da wir aber nicht mehr in der glücklichen Lage der alten Römer sind, die für förmliche Dramen ihren ganzen Tag übrig hatten, sind wir auf die Berichte der Presse angewiesen, — und diese Berichte bieten diesmal fast nichts. Den Bericht erstatten muß von den Herren der Zeitungen wohl gesagt worden sein, der Prozeß könne die Menge nicht interessieren. Leider giebt's kein Tribunal, vor dem man diese der Pflicht Ungetreuen zur Verantwortung ziehen könnte. Die Presse pocht stolz auf ihre Rechte. Weh dem Staatsanwalt, dem Richter, der einem ihrer zuverlässigen Kriegsknechte auch nur ein Härchen zu krümmen wagt! Noch aber wird nicht anerkannt, daß die Presse, wie der Besitz, nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten hat. Daß ein Monstreprozeß wie der gegen die Pommernbank-Direktoren geführt einfach totgeschwiegen werden kann: dafür dürfte es nirgends einen Präzedenzfall geben. Weil das Verfahren, für das der Gerichtshof neue Beweisunterlagen herbeigeschafft sehen wollte, abgebrochen und nach Jahresfrist zum zweiten Mal begonnen wurde, dekretirt der Sanhedrin der hauptstädtischen Presse, daß die Sache „zu langweilig“ sei und höchstens von Zeit zu Zeit ein paar Worte verdiene. Wenigstens die Börsenblätter, sollte man meinen, müßten bemüht sein, die Verhandlungen ausführlich wiederzugeben; hier sind ja die charakteristischen Züge des Hypothekendarlehens sichtbar, das, bei der weiten Verbreitung der Pfandbriefe, mindestens eben so viel Beachtung verdient wie der Rentenmarkt. Aber auch da keine Spur von Pflichtgefühl oder Ehrgeiz. Ob nur geschäftliche Rücksichten auf das Wohlergehen der übrigen Hypothekendarlehenbanken, ob andere Erwägungen mitwirken: zu entschuldigen ist das Schweigen nicht. Wenn man uns wenigstens gefärbte Berichte lieferte! Nein; auch die Fachpresse schweigt; auch sie, deren Leserkreis doch geschult und für die Sprache der Ziffern empfänglich ist, findet den Gegenstand nicht langer Rede werth.

Wenn Ähnliches in Frankreich oder in Rußland geschehen wäre, würden wir sicher in unseren Zeitungen lesen, hier zeige sich eine Fäulniß, die am Mark des Volkswohles zehrt; eine Stillblüthe dieser Sorte könnte uns nicht entgehen. Nur den Balken im eigenen Auge sieht man nicht; will ihn nicht sehen. Gerade weil die Hauptverhandlung so lange währt, muß man diese Haltung der Presse bedauern. Nicht oft und nicht laut genug kann den Deutschen gesagt werden, wie unzulänglich unser Gerichtsapparat in all den Fällen ist, wo er den Geschäften der Börse, der Banken beizukommen sucht. Eine Modernisirung ist dringend nöthig; und der Pommernprozeß ist der beste Beweis für diese Nothwendigkeit. Deshalb mußte er, auch in der zweiten Auflage, mit allen Details dem Leser vors Auge gebracht werden: dann hätte Jeder eingesehen, daß es so wirklich nicht weiter geht. Warum dauert denn dieser Prozeß so lange? Den allergrößten Theil der Zeit füllen die Aussagen der Sachverständigen, auf die, wie die Verhältnisse bei uns nun einmal liegen, weder die Anklagebehörde noch die Bertheidigung verzichten kann; auch die Bertheidigung nicht: sie muß alles

Mögliche aufbieten, um die von der Staatsanwaltschaft geladenen Gutachter durch Sachleute ihrer Wahl widerlegen zu lassen. Das Richterkollegium dankt zu Gunsten der Sachverständigen ab, weil es den ihm völlig fremden Prozeßstoff nicht beherrscht. Im Prozeß *Amlecks* verkündeten zwei Sachverständige unter ihrem Eid Ansichten, die mit einander unvereinbar waren. Zwei Professoren, die über einen gynäkologischen Schulsfall auszusagen hatten. Was soll man nach solcher Erfahrung von den Sachverständigen in einem Prozeß erwarten, in dem es auf die Interna der Geschäftsführung, auf Buchungen und Schätzungen ankommt? Ueber diese Dinge sind ja auch aus dem Munde der ehrlichsten Leute Tag vor Tag grundverschiedene Meinungen zu hören. Ein bereideter Bücherrevisor kann, ohne seine Zeugenpflicht zu verletzen, sagen: „Diese Art der Buchführung verstößt gegen die Norm“, aber auch: „Diese (selbe) Buchführung zeigt keine wesentlichen Mängel“. Er kann sagen: „Dieses Geschäft steht gut“, aber auch: „Dieses (selbe) Geschäft steht nicht gerade sehr gut“. Der Bücherrevisor ist schließlich ein Diener des Kaufmanns und kann sich, wenn er als Sachverständiger vorgeladen ist, nicht plötzlich ganz aus den Gedankenkreisen lösen, in die er sich nach und nach hineingelebt hat. Und wie mit den Bücherrevisoren, so ist, *mutatis mutandis*, auch mit den anderen Sachverständigen, die in solchen Prozeßen zum Wort kommen. Entstand nicht zwischen dem Direktor *Mankewitz* und dem Bankier *Alfred Löwenberg*, die Beide von der Staatsanwaltschaft als Gutachter geladen waren, neulich ein Streit darüber, ob man Aktien für die Dauer einer Generalversammlung einem Anderen übertragen dürfe? Weder Herrn *Mankewitz* noch Herrn *Löwenberg* darf man unlautere Motive zutrauen; auch keinem der übrigen Gutachter. Entscheiden aber müßten nicht diese Herren, sondern Richter, die nicht nur unparteiischer sind, sondern auch von der Sache mindestens eben so viel verstehen wie die Experten. In England, wo die Richter ein Jahresgehalt von sechzig- bis hunderttausend Mark (nebst reichlichen Gebühren) beziehen, also schon als Kapitalisten mitsprechen können, würde kein Mensch daran denken, zu einem Gründer- oder Bankprozeß Sachverständige zu laden. Der Lord-Oberrichter würde die Leitung der Sache vielleicht einem bewährten Spezialisten übertragen, der in Handelsfragen heimisch ist und als Anwalt — in England werden bekanntlich hervorragende Rechtsanwälte zu Richtern ernannt — früher ungefähr eine Praxis hatte wie bei uns der Justizrath *Kempner*. Nöthig wäre auch solche Auswahl nicht; denn jeder englische Richter kennt die Welt der Finanzgeschäfte so genau, daß er sich ohne Experten ein selbständiges Urtheil zu bilden vermag. Wo aber ist dem deutschen Richter, ehe er in den Staatsdienst tritt, die Gelegenheit geboten, sich in ähnlich unabhängiger Stellung die theoretischen, besonders aber die praktischen Kenntnisse anzueignen, die ihn von den kaufmännisch Sachverständigen unabhängig machen könnten? Auch anno 2000 wird man sich bei uns nicht entschließen, die Richter wie Reichskanzler zu bezahlen; also wäre, selbst wenn man ihn suchte, ein *Kempner* für den Richterstuhl nicht zu finden. Da könnte denn wenigstens die frankfurter Gesellschaft recht nützlich wirken; nur müßte der Unterricht, den sie erteilen läßt, obligatorisch und nicht bloß am Main zu haben sein. Wie viele Kriminal-Richter mag es wohl in Berlin geben, die auch nur in die Geheimnisse Doppelter Buchführung eingeweiht sind?

## Notizbuch.

**N**ur den Raubstern, sagte ich vor acht Tagen, ist die Thatsache neu, daß offiziöse Angaben manchmal falsch sind, falsch sein müssen. Zu den Alernaubstern gehöre ich leider nicht mehr; und war deshalb auch nicht erstaunt, als man meiner Behauptung widersprach, der Kanzler des Deutschen Reiches habe die Depesche, in der erzählt ward, die Erzeugung Ventweins durch Trotha werde „eine eminente Gefahr für ganz Deutsch Südwestafrika“ heraufbeschwören, gelesen, bevor sie im Lokalanzeiger veröffentlicht wurde. Man? Nicht einmal. Nur die Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Die sich obenbrein noch gegen die Möglichkeit einer durchs Preßgesetz zu erzwingenden Berichtigung dadurch absperrete, daß sie den Ursprungsort der Behauptung verschwieg. Niedlich; auch so kleine Geschicklichkeiten muß man loben, schon weil sie bei uns so selten geworden sind. Wahr bleibt trotzdem natürlich, daß der Kanzler die Depesche vorher gelesen hat; daß sie ihm, auf Wunsch des Abenders, vorgelegt werden sollte, vorgelegt und als zur Veröffentlichung geeignet bezeichnet worden ist. Erweislich wahr. Das, sagte ich schon im vorigen Hest, ist das Unangenehme an der Sache. Zu viele Leute wissen drum; und wenns zu Schwüren käme, bliebe von dem Dementi kein Buchstäbchen stehen. Daß man trotzdem riskirt hat, ist ganz in der Ordnung. Man kennt seine Leute. Die Zeitungsschreiber, die sich überhaupt um mich kümmern, wissen zwar, daß ich solche Dinge nicht vorbringe, wenn ich sie nicht beweisen kann; aber sie thun, als wäre mit der officiösen Ablehnung Alles erledigt. Ist die lästige Geschichte auf diesem bequemen Weg zu verscharren, so läßt sich dagegen nichts einwenden. Nicht das Mindeste auch gegen die edle Ruhe der Norddeutschen Allgemeinen. Wozu ist sie denn da? Und daß, wie bei fast jedem Schritte täglichen Lebens, so auch, so erst recht in der Politik der Zweck die Mittel heiligt, wird nur von Menschen bestritten, die harmlos genug sind, um den officiösesten Ewangelien blind glauben zu können. Und deshalb auch vor Popolas Söhnen Angst haben.

Herr Lublinski schreibt mir:

„Herr Arno Holz hat es in seinem Brief an die ‚Zukunft‘ so dargestellt, als ob ich in dem zwischen ihm und Schlaf entbrannten Streit unbedingt für Schlaf Partei ergriffen hätte. Das ist nicht der Fall; ich habe mir nach reiflicher Prüfung eine eigene Ansicht gebildet, die von beiden Betheiligten bestritten wird. Nach meiner Darstellung ist Arno Holz der eigentliche Verfasser der Novellen der ‚Neuen Gleise‘ und auch an der ‚Familie Selicke‘ habe ich ihm einen bedeutenden Antheil vindicirt, einen so bedeutenden, daß ich ausdrücklich erklärte, ohne ihn wäre in dieser Weise die Dichtung nicht möglich gewesen. Den Hauptantheil an diesem Werk sprach ich freilich Schlaf zu; und diese Ansicht, die sich mit den Mittheilungen der Brochure von Arno Holz sehr wohl vereinbaren läßt, entspringt einer ästhetischen Ueberzeugung vom literarischen Gesamtcharakter der beiden Autoren.“

Herr Johannes Schlaf schreibt mir:

„Trotz Allem, was Arno Holz im letzten Hest der ‚Zukunft‘ sagt, erkläre ich hiermit noch einmal: I. Von den in den ‚Neuen Gleisen‘ gesammelten Studien ist die für die Entstehung des naturalistischen deutschen Dramas so bedeutungsvolle der ‚Papiernen Passion‘ von mir allein während eines Aufenthaltes in Magdeburg verfaßt und niedergeschrieben und über die bisherige Art unserer anderen, mehr oder

weniger gemeinsam verfaßten Studien hinaus selbständig auf den Dialog hinausgearbeitet worden. 2. Ich bin eigentlicher Verfasser des Dramas „Die Familie Selicke“; von mir allein stammt Idee, Konzeption, Plan, Aufbau, Ausarbeitung und Niederschrift dieses Dramas und Holzens Zeichnung als Mitverfasser ist durch nichts weiter gerechtfertigt als durch wenige gemeinsam vorgenommene Füllungen auf den ersten sieben Seiten des ersten Aufzuges und auf der letzten des dritten. Was aus diesen beiden Erklärungen zu schließen ist, überlasse ich Jedem, der sich für die Angelegenheit interessiert. Holz glaubt ja wohl, mit seinem „Kunstgesetz“ („Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze“) eine neue Ästhetik der Zukunft begründet zu haben. Mir ist, als gebe es Leute, denen Das nach Größenwahn schmeckt. Und seine Prochuren, alle, tragen den Stempel des „Pro domo“; es giebt Leute, die hier von Verfolgungswahn sprechen. Sollten sie so Unrecht haben? . . . Schnurrige Welt!“

So. Nun dürfte der weltgeschichtliche Streitpunkt von allen Seiten beleuchtet sein.

„Stirbt Eduard, dann lebt er als Glückbringer im Britenlied. Wird er gerettet, dann ist er ein Märtyrer und ein Held und kann den Rest seiner Tage nützen, um der Frage nachzudenken, weshalb es so schwer ist, Kronprinz, so kinderleicht, König zu sein.“ Vor zwei Jahren schrieb ich; als Eduard den Siebenten die Appendizitis plagte. Er war stärker als sie und hat seitdem erfahren, wie kinderleicht es ist, König zu sein. Selbst in Deutschland, wo Schimpf und Hohn ihn empfing, wird er jetzt schon für ein Diplomaten-genie ausgegeben. Weil er sein Leben lang viel mit großen Geschäftsleuten aller Sorten verkehrt und in Paris, Monte, New-York Manches kennen und nach dem wahren Werth schätzen gelernt hat, was korrektere Prinzen nie sehen. Weil er durch solches Erleben moderner, smarter geworden ist und — auch Das ward hier damals vorausgesagt — seine Sache geschickter macht als andere Potentaten. In sein erstes Herrscherelustrum fiel die Eroberung Südafrikas und die Verständigung mit Frankreich. Zwei Ereignisse, von denen man noch reden wird, wenn alle seit 1890 im Deutschen Reich gesetzten Marksteine längst übers Häuflein geweht sind. Jetzt kommt er nach Kiel. Wieder schlau. Deutschland soll glauben, der Kanalvetter liebe es immer noch zärtlich, und nicht, weil es sich isolirt fühlt, allzu dicht an die Reußen herantücken. Und vielleicht läßt sich eine Intervention verabreden, die nach dem ersten winzigen Erfolg der russischen Waffen in Ostasien den ersehnten Frieden stiftet. Dem Mikado Korea, dem Jaren die Mandschurei und Beiden höchste, allerhöchste Anerkennung ihrer Bravour. Das gäbe für England ein Fressen. Zwischen Suppe und Eis ließe sich dann über Rußlands Verhältnis zum Zweibund der Westmächte reden. Abwarten. Einstweilen kommt Eduard nach Kiel. Die Spezialreporter sind schon aus dem Häuschen. Alle Kriegsschiffe werden zur Feier des Tages elektrisch beleuchtet; „eine solche Nachfrage nach Glühlampen hat Deutschland noch nie erlebt“. Unwahr ist hoffentlich die Behauptung, dem Reichsmarinemant sei befohlen worden, einen Luxusdampfer für die Gäste des Kaisers zu chartern. Das zu thun — und das Schiff zu bezahlen —, ist Sache der Markschallämter, nicht einer Reichsbehörde, die mit dem Privatport des Kaisers nicht eine Stunde lang zu thun haben darf. Die Notizchen geben schon einen hübschen Vorgeschmack Dessen, was zu erwarten ist. Eduard hat der „Kieler Woche“ nur noch gefehlt; jetzt kann sie auch offiziell zur Reichsinstitution erhöht werden. Wenn nicht alle Zeichen trügen, gehen wir noch herrlicheren Tagen entgegen, als sie uns bisher schon beschieden waren.